DAS BESTE

JAHRGANG 6 *aus* Reader's Digest JULI 1953

Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

Im Grunde dient das Sonnenbaden nur unserem Wohlbehagen und — unserer Eitelkeit

Sonnenbaden ohne Schaden

Von James Monahan

Nun ist wieder Hochsaison für Sonnenschein und Sonnenbräune — und für Sonnenbrand. Wieder trachten viele danach, übers Wochenende so braun zu werden, als wären sie monatelang an der See gewesen, kommen dann krebsrot und mit dicken Blasen nach Hause, müssen vielleicht zum Arzt oder gar ins Krankenhaus.

Besser, Sie prägen sich genau ein, was man heute über die Wirkung der Sonnenstrahlung weiß, und vergessen es nicht wieder. Dann können Sie Ihre Freizeit im Sommer viel sorgloser genießen.

Lassen Sie sich zunächst einmal sagen, daß es nicht die hellen Lichtstrahlen und nicht die wohligen Wärmestrahlen sind, die uns schaden. Sonnenbräune und Sonnenbrand werden von den unsichtbaren ultravioletten Strahlen der Sonne hervorgerufen.

Diese ultraviolette Strahlung verstärkt sich auf Wasser und weißem Sand bis zu doppelter Intensität. Man kann davon gehörig etwas abbekommen, wenn man's am wenigsten erwartet und merkt, zum Beispiel bei bedecktem Himmel, oder wenn man sich unterm Strandschirm, im Strandkorb oder unter dem Sonnensegel eines Schiffes „aalt". Auch die braungegerbte Haut, die man beim Autofahren bekommt, stammt gewöhnlich von reflektierter Strahlung und nicht etwa, wie viele meinen, vom Fahrwind.

Unsere Epidermis (Oberhaut) besteht aus zwei Schichten. Oben liegt die aus verhornenden Zellen gebil-

dete „Hornschicht", darunter die „Keimschicht" aus lebenden Zellen.

Die ultraviolette Strahlung umfaßt einen ziemlich großen Wellenbereich. Ihre kürzeren Wellen (die schon an den Bereich der Röntgenstrahlen anstoßen) werden von der Hornschicht absorbiert und rufen dort, ohne viel zur Bräunung beizutragen, Verbrennungen hervor. Die von ihnen angegriffenen Zellen sondern einen Stoff ab, der dem Gewebsgift Histamin ähnlich ist und die winzigen Blutgefäße zum Anschwellen bringt. So entsteht die erste Rötung, die sich dann bei anhaltender Strahleneinwirkung immer mehr verstärkt. Aus den geschwollenen Gefäßen tritt Serum (Blutwasser) aus, das sich in Blasen ansammeln kann.

Die längeren Wellen sind es, die das Braunwerden der Haut verursachen. Sie gehen durch die Hornschicht hindurch, ohne ihr wesentlich zu schaden, dringen bis zu dem tiefer sitzenden „Pigment" vor, locken diesen körnigen Farbstoff an die Oberfläche der Haut und rufen eine dunklere Tönung hervor. Das ist der Vorgang, den wir „Braunwerden" nennen.

Wenn man erst einmal richtig braungebrannt ist, bekommt man erfahrungsmäßig weniger leicht einen Sonnenbrand. Mit der verbreiteten Erklärung, dies sei einer Schutzwirkung des Pigments zu verdanken, können sich manche Hautärzte nicht recht befreunden. Sie glauben, daß der Gerbung der Hautoberfläche durch Wind und Wetter eine viel größere Bedeutung zukommt.

Allem Anschein nach vertragen Brünette im allgemeinen mehr Sonne als Blonde und Rothaarige. Hellhäutige werden vielfach überhaupt nicht braun, sondern ziehen sich, wenn sie auch nur kurze Zeit an die Sonne gehen, gleich Hautrötung und Blasen zu. Das liegt aber nicht an ihrem helleren Pigment, sondern an ihrer zarteren Hauttextur.

Das Geheimnis der Sonnenschutzmittel (Hautöl, Hautcreme, Hautmilch) liegt in der Tatsache, daß man die für den Sonnenbrand verantwortlichen kürzeren Wellen der Ultraviolettstrahlung abschirmen kann, ohne den längeren Wellen, die das Braunwerden verursachen, den Weg zu versperren. Das klingt, als wären damit die Wunschträume der Sonnensüchtigen erfüllbar, doch ist dabei noch mancherlei zu bedenken.

Pflanzliche Öle (nicht Mineralöle!) schirmen gewiß einen guten Teil der schädlichen kurzen Strahlen ab — man setzt ihnen zur Erhöhung ihrer Schutzwirkung gern strahlenfilternde Chemikalien zu, etwa Para-Aminobenzoesäure (Vitamin H), Salol und Tannin*). Doch erstens darf man, auch wenn man sich damit eingerieben hat, keineswegs beliebig lange in der Sonne liegen, und zweitens muß man sich von Zeit zu Zeit von neuem einreiben, denn beim Baden und durch die natürliche Schweißentwicklung werden Haut-

*) In Deutschland neuerdings auch Sulfonamide

öle und Hautcremes leicht wieder abgewaschen.

Am sichersten ist es schon, die Dauer des Sonnenbades anfangs auf etwa zehn Minuten zu beschränken und erst nach und nach zu verlängern. Und meiden Sie die Mittagssonne! Am günstigsten sind die Stunden vor zehn und nach drei. Ratsam ist es, eine gute Sonnenbrille zu tragen und sich beim Liegen in der Sonne etwas Watte auf die Augen zu legen.

Leichten Sonnenbrand behandelt man mit kühlendem Puder, Borsalbe, Olivenöl oder einer Mischung von Leinöl und Kalkwasser, keinesfalls aber mit stark antiseptischen Mitteln, die womöglich Kampfer oder Menthol enthalten — damit macht man die Sache nur schlimmer. Bei starkem Sonnenbrand, der sich in ausgebreiteter Blasenbildung und Fieber äußert, vielleicht sogar Ohnmachtsanfälle mit sich bringt, ruft man selbstverständlich den Arzt.

Frauen müssen, wenn sie sich nicht vorsehen, die für sie so attraktive Sonnenbräune teuer bezahlen. Ihre Haut wird durch fortgesetzte Bestrahlung trocken und welk, ihr Haar brüchig, scheckig und widerspenstig. Sie tun daher gut, ihre Haut besonders sorgfältig einzuölen und ihr Haar zu bedecken. Abends sollten sie sich unbedingt mit einer Nachtcreme einreiben.

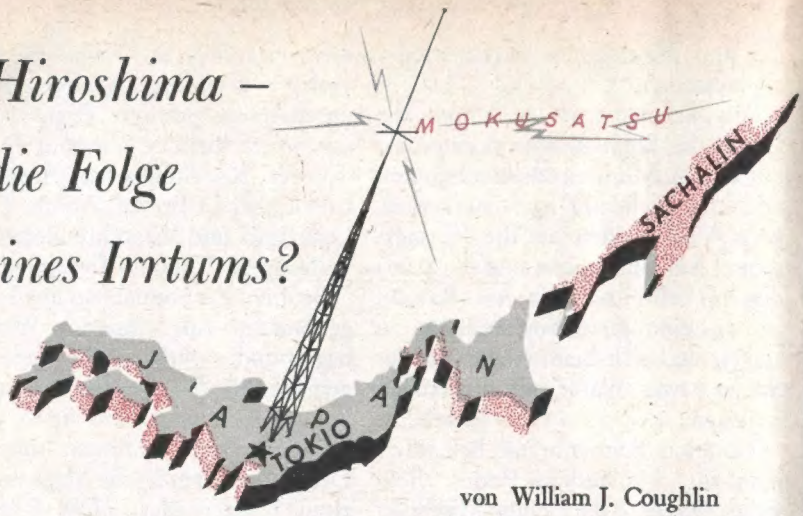
Früher hat man dem Sonnenschein eine bedeutende Heilwirkung zugeschrieben. Davon ist heute nicht mehr viel die Rede. Gewiß, die ultraviolette Strahlung wandelt das in unsere Haut gelangte Ergosterin in das antirachitische Vitamin D um, das den Knochenbau kräftigt. Wir haben aber in Butter, Milch, Eiern, Lebertran und Vitamintabletten zuverlässigere Vitamin-D-Lieferanten.

So dient das Sonnenbad im Grunde genommen nur unserem Wohlbehagen und — unserer Eitelkeit. Wir genießen die Wärme, wir entspannen uns, und es macht uns Spaß, recht braungebrannt einherzustolzieren. Denken wir aber an die Mahnung des alten Kinderliedes: „Die Freuden, die man übertreibt, die Freuden werden Schmerzen!"

Der Arzt runzelt die Stirn, wenn er fanatische Sonnenanbeter sieht, die sich durchaus eine Negerhaut zulegen möchten. Er denkt besorgt daran, daß übermäßige Ultraviolettstrahlung zu Hautkrebs und Lippenkrebs führen kann. Hautkrebs tritt meist an exponierten Körperstellen wie Gesicht und Händen auf. Er findet sich in südlichen Breiten häufiger als in nördlichen, bei Seeleuten und Fischern achtmal so oft wie bei anderen Berufsgruppen.

„Wir wollen die Menschen beileibe nicht ganz und gar aus der Sonne vertreiben und etwa die ‚interessante Blässe' vergangener Tage propagieren", erklärt uns ein Hautarzt. „Doch sollte jedermann wissen, daß die liebe Sommersonne mit Vorsicht zu genießen ist. Alles mit Maßen!"

Hiroshima – die Folge eines Irrtums?



von William J. Coughlin
ehemaliger Korrespondent der United Press für das Gebiet des Pazifiks

Aus der Monatsschrift Harper's Magazine

Ein einziges falsch übersetztes Wort kann der Wendepunkt der modernen Weltgeschichte gewesen sein

DER MANN, der mir als erster diese phantastisch anmutende Geschichte erzählt hat, ist Kazuo Kawai. Er war Redakteur des einflußreichen Tokioter Blattes *Nippon Times*, seinerzeit das Organ des japanischen Außenministeriums. Im Juli und August 1945 hat sich Kawai täglich mehrere Stunden in diesem Ministerium aufgehalten. Nach seinem Tagebuch und seiner noch sehr lebhaften Erinnerung an jene düsteren, ereignisreichen Tage vor der Kapitulation hat er den folgenden erstaunlichen Bericht zusammengestellt, nach dem vielleicht ein einziges Wort schuld daran ist, daß die Weltgeschichte einen anderen Verlauf genommen hat.

IM FRÜHJAHR 1945 stand es um Japans Sache sehr schlimm. Alliierte Luftangriffe zerstörten die Bahnlinien, Landstraßen und Brükken schneller, als sie wieder instand gesetzt werden konnten. Städte und Ortschaften lagen in rauchenden Trümmern, Millionen waren obdachlos, und die Nahrungsmittel gingen zur Neige. Amerikanische Flugzeuge hatten die letzten Einheiten der japanischen Flotte vernichtet.

Dennoch weigerte sich das japanische Oberkommando, das Schwert niederzulegen, und schwor, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Die Militärs machten geltend, man sei im Begriff, eine entscheidende Schlacht zu gewinnen. General Korechika Anami, der Kriegsminister, versprach, die Amerikaner von Okinawa zu vertreiben.

Im Gegensatz zu den Militärs

standen einige wenige Diplomaten, die begriffen, daß Japan mehr zu verlieren habe, wenn es bis zum Ende weiterkämpfte, als wenn es bedingungslos kapitulierte. In der Hoffnung, günstigere Bedingungen zu erreichen, knüpften sie geheime Gespräche mit der damals noch neutralen Sowjetunion an, um sich Rußland als Mittler für die Einleitung von Friedensverhandlungen zu sichern.

Am 3. Juni sprach der ehemalige Ministerpräsident Koki Hirota bei dem russischen Gesandten Jakob Malik vor. Dieser verhielt sich den japanischen Vorschlägen gegenüber kühl. Dann beauftragte der Kaiser am 12. Juli den Fürsten Konoye mit einer persönlichen Botschaft, in der er um Frieden bat. Konoyes Instruktionen lauteten, daß er nach Moskau fliegen und um jeden Preis die Beendigung des Krieges erwirken solle. Aber Stalin und sein Außenminister Molotow ließen sich entschuldigen: sie seien zu sehr mit den Vorbereitungen für die Potsdamer Konferenz beschäftigt.

In Potsdam erwähnte Stalin dann beiläufig im Gespräch mit Truman, die Japaner hätten etwas von Verhandlungen verlauten lassen; sie seien aber, wie der sowjetische Diktator sagte, von den Russen kurzerhand als unaufrichtig abgewiesen worden.

Das Potsdamer Ultimatum an Japan wurde am 26. Juli 1945 verkündet; es war von den Vereinigten Staaten, Großbritannien und China unterzeichnet und forderte Japan zur Kapitulation auf, falls es nicht völlig vernichtet werden wolle. Bei der japanischen Staatsführung löste es freudiges Erstaunen aus, daß die Bedingungen weitaus milder waren als erwartet. Japan sollte als Nation bestehen bleiben, die Japaner sollten selbst ihre Staatsform bestimmen dürfen, und ein Hinweis darauf, daß man den Kaiser auf dem Thron belassen wolle, war unverkennbar.

Der Kaiser erklärte dem Außenminister Togo ohne Zögern, daß er die Deklaration für annehmbar halte. Das Kabinett trat zusammen, um über das Ultimatum zu beraten.

Ich habe viele japanische Berichte über diese dramatische Sitzung genau durchgelesen. Alle stimmen darin überein, daß an jenem heißen 27. Juli die Entscheidung zugunsten des Friedens fiel. Kriegsminister Anami und die obersten Stabschefs protestierten zwar heftig gegen die Annahme der Potsdamer Bedingungen, wurden aber überstimmt.

Es gab jedoch noch einige Schwierigkeiten. Wie stand es mit den Kapitulationsgesprächen, die gerade mit den Russen geführt wurden? Der letzte Vorschlag war erst zwei Tage zuvor nach Moskau abgeschickt worden.

Ein weiterer Umstand mußte vom Kabinett unbedingt berücksichtigt werden: bisher hatten die Japaner von der Potsdamer Erklärung nur durch ihren Radio-Abhördienst erfahren. Konnte die Regierung auf Grund einer so inoffiziellen Information handeln?

Wenn auch zu vermuten war, daß die Verkündung der Annahme der alliierten Bedingungen bald erfolgen werde, sollte Ministerpräsident Suzuki doch schon am folgenden Tag die japanischen Pressevertreter empfangen. Zweifellos würden sie Fragen über die Potsdamer Erklärung an ihn stellen. Man kam überein, daß Suzuki nur sagen solle, das Kabinett sei hinsichtlich der alliierten Forderungen noch zu keinem Beschluß gekommen. Allein aus der Tatsache, daß das Kabinett das Ultimatum nicht von vornherein abgelehnt habe, werde das japanische Volk schon genug ersehen können.

„Die Regierung hatte nicht die mindeste Absicht, die Forderung der Alliierten abzulehnen", sagt Kawai.

Als Ministerpräsident Suzuki am 28. Juli vor der Presse stand, sagte er, das Kabinett verfolge eine Politik des *mokusatsu*. Für dieses Wort fehlt uns in den westlichen Sprachen eine exakte Entsprechung; aber abgesehen davon ist es auch im Japanischen selbst zweideutig, denn es kann sowohl „ignorieren" bedeuten wie „sich des Kommentars enthalten".

Unglücklicherweise konnten die Übersetzer in der Presseagentur Domei nicht wissen, *welche* Bedeutung Suzuki gemeint hatte. Als sie in aller Eile die Erklärung ins Englische übersetzten, wählten sie den falschen Ausdruck. Die Sendetürme von Radio Tokio funkten die Nachricht in die Welt, das Kabinett Suzuki habe beschlossen, das Potsdamer Ultimatum zu „ignorieren".

Der unmittelbare Sinn, den man dieser Nachricht — außerhalb Japans — beilegte, enthüllt sich in der sechs Spalten breiten Schlagzeile, mit der die *New York Times* am 28. Juli 1945 erschien: FLOTTE SCHLÄGT ZU, DA TOKIO BEDINGUNGEN „IGNORIERT".

Der Rest ist Geschichte. Der verstorbene Henry L. Stimson, damals Kriegsminister der Vereinigten Staaten, hat in seinem Bericht über den endgültigen Beschluß, die Atombombe anzuwenden, klar bezeugt, daß der *mokusatsu*-Schnitzer unmittelbar zu dem Atomangriff auf Hiroshima geführt hat. „Am 28. Juli", schrieb Stimson, „wies der japanische Ministerpräsident Suzuki das Potsdamer Ultimatum zurück. ... Angesichts dieser Ablehnung blieb uns nichts anderes übrig, als nunmehr tatsächlich zu zeigen, daß das Ultimatum genau so gemeint war, wie es lautete ... Zu diesem Zweck war die Atombombe eine hervorragend geeignete Waffe."

Kaum waren die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki gefallen, als die Russen in die Mandschurei einrückten. Ihr stürmischer Vormarsch war noch zehn Tage nach der japanischen Kapitulation nicht zum Stillstand gekommen. Als sich die Staubwolken des Kampfes legten, hatte Rußland seine Stellung im Fernen Osten gewaltig gestärkt.

Warum hat die japanische Regierung nichts getan, um die falsche Übersetzung des Wortes *mokusatsu* richtigzustellen? Warum wurde kein Einspruch gegen einen Irrtum erho-

ben, der so unheilvolle Folgen hatte? Hier sind wir auf Vermutungen angewiesen.

Die japanische Armee pflegte damals alle „Friedensschwätzer" zu verhaften. Selbst ein hoher Posten bot keinen Schutz gegen den Zugriff von Fanatikern, die alles aus dem Wege räumten, was sich ihnen widersetzte. Die Friedenspartei hatte Monate hindurch im Dunkeln arbeiten müssen, um sich die Machtstellung zu erobern, die sie zur Zeit der bedeutungsschweren Kabinettssitzung vom 27. Juli innehatte. Die Dinge standen gefährlich auf der Kippe, da die Eisenfresser des Heeres und der Marine kaum im Zaum zu halten waren. Da schienen Ministerpräsident Suzuki und die Agentur Domei die alliierte Welt von neuem herauszufordern, was der Partei der Militärs wieder das Übergewicht gab. Die japanischen Friedensmacher mußten schweigen, um nicht ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Kawai hat seine Stellung bei der *Nippon Times* aufgegeben und ist jetzt Professor für Politik an der Staatsuniversität von Ohio.

„Daß die Amerikaner es nicht fertiggebracht haben, die wirkliche Einstellung der japanischen Regierung zu der Potsdamer Erklärung zu erkennen, läßt sich leicht begreifen", sagte er kürzlich zu mir. „Aber daß die Russen es unterlassen haben, ihre westlichen Verbündeten von Japans Bereitschaft zur Kapitulation zu unterrichten, ist ein anderes Kapitel."

Sollte also ein Übersetzungsfehler schuld daran sein, daß Rußlands Position im Fernen Osten so gestärkt wurde und daß in der Folge die ganze Welt in unabsehbare Schwierigkeiten geraten ist?

Diese Dinge ändern sich nicht

MANCHE DINGE ändern sich nie. Das Rieseln des Waldbaches in der Nacht, ein Frauenlachen im Dunkeln, der klare, herbe Ton geharkten Kieses, der Lärm der Grillen auf einer mittagsheißen Wiese, das zarte Gespinst von Kinderstimmen in der klaren Luft — diese Dinge ändern sich nie.

Das Gleißen der Sonne auf gekräuselten Wellen, der erhabene Glanz der Sterne, die unberührte Schönheit eines frühen Morgens, der Geruch des Meeres im Hafen, der flaumige Schimmer und das bräunliche Knospen eines jungen Zweiges — diese Dinge ändern sich nie.

Alles, was der Erde entstammt, ändert sich nie: das Blatt, der Halm, die Blüte, der Wind, der aufheult und einschläft und wieder erwacht, die Bäume, die mit ungelenken Armen im Dunkeln um sich schlagen und zittern — diese Dinge bleiben; sie entstammen der Erde, die sich niemals ändert.

THOMAS WOLFE

Haben Sie in letzter Zeit einmal bei sich Bilanz gemacht? Es könnte sein, daß Ihre Ansichten darüber, wie man am besten vorwärtskommt, nicht mehr stimmen

WESHALB HABEN SIE DEN POSTEN NICHT BEKOMMEN?

Aus der Wochenschrift Collier's von Howard Whitman

DIE VORAUSSETZUNGEN, im Beruf weiterzukommen, haben sich geändert. Durch psychologische Tests und durch „Bewertungsgespräche" ermitteln die großen Betriebe in Amerika heute nicht nur, was ein Mensch in seiner Arbeit leistet, sondern auch, was er als Persönlichkeit wert ist — und in welcher Richtung er sich noch entwickeln kann.

„Wir wollen über die hergebrachten Vorstellungen, wie man neue Posten besetzen soll, hinauskommen", sagte der Eignungspsychologe eines großen chemischen Werkes. „Uns interessiert, wie sich ein Mensch auf lange Sicht entwickelt. Wir wollen Leute heranbilden, die in freiwerdende Stellungen aufsteigen, ja sogar Posten einnehmen können, die es noch gar nicht gibt."

Bei dieser neuen Art, die Dinge zu sehen, wird weniger darauf geachtet, wie gut ein Mensch eine bestimmte Arbeit verrichten kann, sondern darauf, wie reif und ausgeglichen er ist. Am Ende sind ja die Triebkräfte, die die Persönlichkeit formen, auch die Quellen für die Arbeitsfreude, die innere Sauberkeit, die Energie und den Schwung, mit denen ein Mensch seine Aufgaben anpackt.

Die Gründe, die so viele Menschen von gehobenen Stellungen ausschließen, sind kürzlich in einer Untersuchung analysiert worden, der die Angaben über 80 000 Büroangestellte in 76 Betrieben zugrunde liegen. Nur bei 24 Prozent aller Fälle war Mangel an fachlichem Können schuld daran, persönliche Unzulänglichkeit aber — Mangel an Initiative und Ehrgeiz, Nachlässigkeit, Unverträglichkeit, Faulheit — bei 76 Prozent.

Dieses Versagen im persönlichen Bereich könnte man nun ebenso gut auch im täglichen Umgang beobachten. Die modernen Eignungspsychologen und Personalchefs achten

aber zugleich gespannt auf weniger deutlich zutage tretende Eigenschaften. Nehmen wir an, die Direktion erwäge, Herrn A. zum Werkmeister zu machen. Um nun herauszufinden, ob sich Herr A. zum Vorgesetzten eignet, legt ihm der Psychologe eine Frage vor, die darüber Aufschluß gibt.

„Angenommen, einer Ihrer Leute ist während der letzten zehn Tage zweimal zu spät zur Arbeit gekommen. Jedesmal haben Sie ihn deswegen zur Rede gestellt, und er hat Ihnen versprochen, in Zukunft pünktlich zu sein. Heute morgen kommt er nun wieder zu spät. Eine wichtige Arbeit wird dadurch aufgehalten. Was würden Sie mit dem Mann machen?"

„Ich würde ihn entlassen" oder „Ich würde es nochmal mit ihm versuchen" sind beides falsche Antworten. Die richtige Antwort lautet: „Ich würde feststellen, weshalb er zu spät gekommen ist."

Es könnte ja sein, daß der Mann zu spät gekommen ist, weil seine Frau plötzlich ins Krankenhaus mußte oder aus einem anderen dringenden Anlaß. Ihn danach zu fragen ist ein Zeichen für ein ausgeglichenes, überlegenes Temperament in einer kritischen Situation. Der Mann kann ja, wenn man die Hintergründe kennt, immer noch entlassen oder auch entschuldigt werden.

Auf viele der Fragen in diesen modernen Tests gibt es überhaupt keine richtigen oder falschen Antworten. Jede Antwort vervollständigt lediglich das Bild eines Menschen um einen neuen Pinselstrich.

Zum Beispiel:

Wartest du bei einer Begegnung darauf, daß der andere zuerst grüßt? *(Feindseligkeit, Streitsucht)*

Kränkt es dich, wenn jemand deinen Gruß nicht erwidert? *(Minderwertigkeitsgefühle)*

Faßt du deine Entschlüsse lieber allein oder läßt du dich gern von einem anderen beraten? *(Selbstsicherheit, Selbstvertrauen)*

Würdest du protestieren, wenn sich jemand vor dir in eine Reihe drängt, oder würdest du es ruhig zulassen? *(Aggressivität, Selbstbehauptung)*

Fällt es dir schwer, einem Verkäufer nein zu sagen? *(Beeinflußbarkeit)*

Wenn jemand erwidert, es falle ihm nicht schwer, einen Verkäufer abzuweisen, dann gibt er selbst vielleicht keinen guten Verkäufer ab. Der Vergleich mit anderen Versuchsgruppen hat gezeigt, daß es 90 Prozent aller erfolgreichen Verkäufer schwerfällt, einem anderen Verkäufer nein zu sagen.

Nach dem Kreuzfeuer der Testfragen kommen dann die „Bewertungsgespräche", das eigentliche Kernstück der neuen Methode. Sie bestehen nur aus Unterhaltungen, aber aus sehr überlegt geführten Unterhaltungen.

Am psychologischen Institut einer Universität konnte ich einer solchen Unterhaltung beiwohnen, die im Auftrag eines Stahlwerkes stattfand.

Die Leiter des Gesprächs waren zwei Psychologen, Dr. Erwin K. Taylor, der Direktor des Instituts, und Theodor Kunin. Das Opfer war ein Angestellter des Stahlwerks, Herr X. Dr. Taylor hatte vorher zu mir gesagt: „Ich werde Sie absichtlich nicht vorstellen. Dies soll ein Gespräch ‚unter Druck' werden, und Ihre unmotivierte Anwesenheit wird den Druck verstärken." Nach einigen einleitenden Fragen wurde der „Druck" angesetzt. „Herr X.", sagte Dr. Taylor, „ich spiele jetzt die Rolle eines Kunden, der aus irgendeinem Grund mit Ihrer Firma keine Geschäfte mehr macht. Sie sollen nun versuchen, die Geschäftsverbindung wieder in Gang zu bringen."

X.: „Ich habe von Ihnen seit einiger Zeit keine Aufträge mehr erhalten. Ist irgend etwas nicht in Ordnung?"

Taylor: „Es ist alles in Ordnung."

X.: „Nun — wir haben doch immer an Sie gedacht, als Stahl knapp war."

Taylor: „Wollen Sie damit sagen, ich sei Ihnen verpflichtet?"

X.: „So meine ich es nicht. Aber Sie sind von uns doch immer gut bedient worden."

Taylor: „Und Sie haben an jeder Tonne verdient, nicht wahr?"

X.: „Ich hatte nur darauf hinweisen wollen, daß man solche Dinge fairerweise auch berücksichtigen muß."

Taylor: „Oh, Sie halten mich also für unfair!"

X.: „Aber nein! Das habe ich nicht sagen wollen. Ich dachte nur — Stahl könnte wieder einmal knapp werden."

Taylor: „Wollen Sie mir drohen?"

Dem armen Herrn X. war inzwischen schon das Blut in den Kopf gestiegen. Ich erwartete, daß er im nächsten Augenblick explodieren werde. Da kam ihm Kunin zu Hilfe und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Die ganze Unterredung dauerte zwei Stunden und berührte alles nur Denkbare, vom persönlichen und beruflichen Werdegang bis zu privaten Liebhabereien und Erwartungen für die Zukunft. Auf manche Fragen konnte es überhaupt keine Antwort geben; sie waren bewußt so formuliert, um, wie Dr. Taylor es ausdrückte, „Herrn X. erst einmal in Schwulitäten zu bringen — und dann immer tiefer hineinzuziehen."

Dieser „Druck"-Test soll dazu dienen, die Wendigkeit des Mannes zu prüfen; man sieht dabei, wie leicht oder wie schwer er aus dem Gleichgewicht zu bringen ist, an welchem Punkt er sein Spiel verloren gibt und wieweit er imstande ist, auch in schwierigen Situationen mit Menschen fertig zu werden.

Nachdem die Ergebnisse der Tests und Unterredungen ausgewertet sind, wird darüber berichtet, ob der Mann für eine höhere Stellung vorgeschlagen werden kann oder nicht. Selbstverständlich kommen dabei die gleichen Charakterzüge zur Sprache, auf die auch schon zu Großvaters Zeiten die Prinzipale

Wert gelegt haben — diesmal werden sie nur wissenschaftlich ermittelt.

Nehmen wir ein Beispiel: Bedachtsamkeit im Gegensatz zu impulsivem Handeln. Die Psychologen sind der Meinung, daß sich ein Mann, der eher etwas introvertiert ist, besser dazu eignet, Menschen zu leiten, als der Extrovertierte, weil dieser „so sehr damit beschäftigt ist, sich mit seiner Umgebung aktiv auseinanderzusetzen, daß er anderen und sich selbst gegenüber ein schlechter Beobachter ist. Er hat vermutlich zu wenig Feingefühl und neigt zu Taktlosigkeiten. Er hat eine Abneigung gegen überlegtes, planvolles Vorgehen."

Rücksichtslose Energie galt lange als wichtigste Voraussetzung, in die höchsten Stellen zu kommen. Der Generaldirektor einer großen Firma mag seinen Mitarbeitern erklären: „Wir brauchen einen Mann, der die Sache rücksichtslos vorantreibt." Andererseits verurteilen wir diese Eigenschaft, wenn wir sagen: „Kommandieren Sie die Leute nicht immer herum" oder „Man soll nicht Karriere machen, indem man anderen auf die Zehen tritt." Ein rücksichtsloser Mensch wird nur selten beliebt sein.

Der Betriebspsychologe hat für diesen offensichtlichen Widerspruch seine Erklärung. Pure Rücksichtslosigkeit betrachtet er als eine schlechte Charaktereigenschaft. Für die meisten Positionen ist sie unerwünscht. Hingegen kennzeichnet „unaufdringliche Energie" — also Wirkung der Persönlichkeit, Umsicht, Entschlußfreudigkeit, ohne dabei andere zu verletzen oder zu mißachten — den überlegenen Erfolgsmenschen.

Ein erfahrener Betriebsberater sagte einmal: „Männer und Frauen, die es am besten verstehen, mit anderen umzugehen, das sind die Leute, die man auf höhere Posten setzt.". Er erzählte von einem ausgezeichneten Ingenieur, der technisch Hervorragendes leistete, die Berufung auf einen hohen Posten aber doch nicht erhielt. „Der Mann war ein so guter Techniker, daß er den Respekt vor seinen Mitarbeitern verlor, und er ließ es auch merken. Resultat: unter seiner Leitung wurde schlecht gearbeitet."

In leitenden Stellungen kommt es heute nicht mehr darauf an, wie erfolgreich jemand seine Untergebenen zur Arbeit antreibt, sondern daß er sie dazu bringt, ihm willig zu folgen.

Eine Maschinenfabrik pflegt Maschinisten, die sie zu Werkmeistern machen will, vorher drei Monate lang als Maschineneinrichter zu beschäftigen. Warum? „Ein Einrichter kommt herum. Er hat mit Leuten im ganzen Werk zu tun. Ohne daß er es weiß, haben wir nach drei Monaten ein genaues Bild davon, wie er mit Menschen umgehen kann."

Die Bedeutung menschlicher Kontakte steigt mit der Bedeutung der Stellung. In den meisten Berufen kommt man während der ersten zwei bis fünf Jahre auf Grund des

fachlichen Könnens voran. Steigt aber ein Mann zu überwachenden Funktionen auf, hat er es also statt mit Werkzeugen mit Menschen zu tun, dann verkehren sich die Voraussetzungen fast in ihr Gegenteil.

Beim gewöhnlichen Arbeiter machen technische Fertigkeiten 90 Prozent aus. Für eine Beförderung zum Werkmeister aber macht das fachliche Können nur noch 50 Prozent und die Kunst der Menschenbehandlung die anderen 50 Prozent aus. Für den Aufstieg zum leitenden Angestellten schließlich macht die berufliche Vorbildung nur noch 20 Prozent und Menschenbehandlung 80 Prozent aus.

Der Personalchef einer Firma schlug einmal für einen Posten einen Mann vor, der keinerlei Fachkenntnisse mitbrachte. Nach seinen Gründen gefragt, sagte er: „Alle Kenntnisse, die dieser Mann braucht, können wir ihm in sechs Wochen beibringen. Er hat aber selbst zweiunddreißig Jahre dazu gebraucht, der Mann zu werden, der er heute ist."

Begrenztes Risiko

Der Bakteriologe Arthur H. Bryan kam in einige Verlegenheit, als er bei einer Vorlesung die Frage beantworten sollte: „Ist Küssen gefährlich?" Da die Wissenschaft diesem Problem offenbar noch keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, suchte sich Bryan Freiwillige als Versuchskaninchen. Wer sich aber etwa in der Erwartung gemeldet hatte, es handle sich bei diesem Versuch um einen von der Wissenschaft sanktionierten Austausch von Zärtlichkeiten, merkte seinen Irrtum bald. Bryan forderte die Anwesenden beiderlei Geschlechts vielmehr auf, ihre Lippen erst auf steril gemachte Glastäfelchen und dann auf Metallplättchen zu pressen, die mit einer Nährlösung für Bakterien bestrichen waren. Er selbst stand mit der Stoppuhr daneben, nahm die Proben nach zwei bis zehn Sekunden an sich und entwickelte sie weiter, um festzustellen, wie viele Bakterienstämme die Küssenden übertragen hatten.

Er stellte fest: Mit einem einzigen Kuß können zwei bis 250 Bakterienstämme übertragen werden; 95 Prozent davon sind jedoch harmlos.

Ein langer Kuß überträgt doppelt so viele Bakterien wie einer von zwei Sekunden Dauer.

Lippenstift bei Frauen (und Fettcreme bei Männern) setzt die Zahl der Bakterien herab, weil sie meist eine schwache keimtötende Substanz enthalten und die schwere Fettgrundlage die Keime zum Absterben bringt.

Bryan beantwortet die Frage daher so: „Da der Mensch nun einmal ein geselliges Wesen ist, muß er auch gewisse Gefahren des geselligen Zusammenlebens in Kauf nehmen. Es sei dann, er will sein Leben als Eremit verbringen."

T.

Zuflucht ist überall

Aus der Monatsschrift Guideposts — von Margaret Blair Johnstone

Du kannst dir selber deine Zuflucht vor den Nöten, Zerstreuungen und dem trivialen Einerlei des Lebens schaffen

Nicht feiger Flucht vor der Wirklichkeit soll hier das Wort geredet werden. Das Suchen nach Zuflucht, wie es hier gemeint ist, bedeutet eher Flucht *in* die Wirklichkeit. Denn wenn wir uns in Zeiten der Bedrängnis *nicht* nach Zuflucht vor der Gewalttätigkeit des Lebens umtun, werden wir gerade dadurch zu Flüchtigen, Gehetzten, die ratlos hin und her hasten und sich alle Augenblicke drehen und wenden müssen, um ihren Ängsten zu entgehen. Spatzen gleich, die eine Verkehrsstraße hüpfend überqueren, verfallen wir gar nicht darauf, daß wir in Wirklichkeit imstande wären, uns über die von allen Seiten auf uns zukommenden Gefahren zu erheben.

Zuflucht in diesem Sinne ist also mehr als eine besondere Örtlichkeit, eine geweihte, unverletzliche Stätte — sie ist eine innere Kraftquelle. Sie gewährt nicht nur Schutz und Errettung, sondern auch *Erneuerung*. Sie befähigt den Menschen, dem Leben wie auf Flügeln zu begegnen, nach dem Bibelwort, das da spricht von denen, die „kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden".

Jeder von uns kann dieser Kraft teilhaftig werden. Für jeden von uns kommt früher oder später ein Augenblick, wo das, was schwach in uns ist, danach schreit, seine Last auf einen abzuwälzen, der stärker ist als wir. Wenn dieser eine uns die Kraft gibt, unsere Last triumphierend selber zu

tragen, haben wir „Zuflucht" gefunden.

Wir brauchen nicht nach einer weltabgelegenen Zauberinsel zu suchen, um unsere Zufluchtsstätte zu finden. Eine oft mißdeutete Bibelstelle ist das bekannte Wort: „Er führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele." Die meisten von uns denken, mit dem „frischen Wasser" seien friedlich plätschernde Quellen oder sanfte Wiesenbäche gemeint. Nein, das frische Wasser ist ein Teil des reißenden Gebirgsstroms, zu dem der Hirte tagaus, tagein seine Herde führen mußte. Doch hier und da machte er „ruhige Wasser" ausfindig, abseits in Tümpeln und Teichen, aber gespeist von dem wilden Hauptstrom und zu ihm gehörig. Und auch wir können dicht am Hauptstrom des Lebens die stillen Wasser finden, die unsere Seele erquicken.

Es kann sein, daß du nicht weiter zu gehen brauchst als bis in deinen Garten, um das Gesuchte zu finden. Schon seit Adam und Eva ist so mancher Mensch in einem Garten dem Herzen Gottes näher gekommen als irgendwo sonst auf Erden. Ein Gelehrter hat darauf hingewiesen, daß die entscheidende Rolle bei der Entdeckung des Schwerkraftgesetzes nicht der fallende Apfel spielte, sondern der Garten. Newton war ganz allein in der Stille eines Gartens, als ihm die große Wahrheit aufging.

Gebirge und Meer sind immer wieder Stätten der Zuflucht. „Wenn es einmal zu ‚dick' kommt, kehre ich dem Trubel in meiner Küche den Rücken zu und schaue auf die Gebirgslandschaft hinaus, die von meinem Fenster eingerahmt wird", pflegt eine Hausmutter zu sagen, die in der glücklichen Lage ist, die Augen zu wirklichen Bergen erheben zu können. Ein Professor, den ich kenne, hat keine solche Aussicht. So hat er sich ein farbiges Transparent von der See an das Ostfenster seiner Stadtwohnung gehängt, und zu ihm „erhebt er seine Augen" jeden Morgen.

Manchmal kann man „Zuflucht" finden, indem man einfach in sein Zimmer geht und die Tür verschließt. Eine Freundin von mir, die als Fürsorgerin tätig ist, wohnt in einer Mietskaserne, wo ihr einziges Fenster auf eine schmutzige Gasse geht. Ihr Leben ist ein ewiges Einerlei, Straßen auf und ab, treppauf, treppab, immer wieder Klagen anhören, eintönige Listen führen. Eines Abends kam ich an ihre Tür, um ihr etwas auszurichten. Sie lud mich ein, hereinzukommen. Ihr kleines Zimmer erstrahlte in Kerzenlicht. „Dadurch erhalte ich mich seelisch gesund", erklärte sie. „Jeden Abend zünde ich eine Viertelstunde diese Kerzen an. Für mich ist eine brennende Kerze das Beruhigendste und Festlichste von der Welt."

Andere finden innere Erneuerung durch Handlungen der Nächstenliebe. Wenn du wieder einmal von Angst gehetzt oder niedergeschlagen bist, so versuch's einmal und geh in ein Krankenhaus. Du kannst nicht mit Kranken sprechen? So laß ein

paar Blumen für sie zurück. Oder besuche einmal den alten Mann im Haus gegenüber, der an sein Zimmer gefesselt ist, und bring ihm eine Kleinigkeit mit.

Du kannst innere Einkehr auch in einer Mittagspause finden. Musik kann dich mit neuer Kraft erfüllen, wenn du geistig erschöpft und mit den Nerven am Ende bist. „Ich verwende zwanzig Minuten aufs Mittagessen und den Rest verbringe ich mit Brahms", sagte eine vielbeschäftigte berufstätige Frau.

Man kann auch seelische Erneuerung finden, indem man in eine Badewanne mit warmem Wasser steigt. Waschungen gehören zu den ältesten Riten, das sinnbildliche Wegspülen von Staub und Schmutz des Lebens. Hydrotherapie ist eine der modernen Heilmethoden gegen Verkrampfung und Schmerz.

Es gibt noch andereMöglichkeiten. Eine Frau, die eine große Kinderschar aufzuziehen hatte und obendrein eine Pension führte, wurde gefragt, wie sie es mache, immer so ruhig und gelassen zu sein. „Ja", erwiderte sie, „Sie kennen doch den großen Schaukelstuhl in meinem Zimmer? Jeden Mittag, ich kann noch soviel zu tun haben, gehe ich hinauf und schaukle eine Weile, das erfrischt mich wieder."

Für jeden von uns können Zeiten kommen, wo keine weihevolle Stätte in der Natur, kein stilles Kämmerchen, kein von Menschen geschaffenes Heiligtum uns Zuflucht und Trost zu bringen vermag. Was dann?

Wenn ein Schiff der britischen Flotte von einem Unglück betroffen wird, dann wird sofort das Signal „Stille" geblasen. Es bedeutet: „Rüste dich, das Richtige zu tun."

Wenn der Signalpfiff ertönt, wissen die meisten noch nicht, was das richtige ist. Aber in den Augenblicken ruhiger Besinnung, zu der das Signal sie zwingt, finden sie es. Jeder Mann an Bord macht sich seine Lage klar und überlegt, was er tun kann. Durch Einhalten der „Stille" wird Verwirrung vermieden und oft eine Katastrophe abgewendet.

Das gilt auch für unsere persönlichen Notlagen. Wenige von uns wissen immer gleich, was das richtige ist. „Wenn ich nur *wüßte*, was tun!" klagen wir und vergessen, daß es zunächst einmal heißen muß: „Sei stille!"

Wenn du auch noch sowenig *weißt* oder noch sowenig Glaubenskraft zu haben meinst: das nächste Mal, wenn du innere Zuflucht brauchst, stelle augenblicklich alle fiebrige Betriebsamkeit ein und tue, was diejenigen taten, die Zuflucht gefunden haben: „Sei stille und erkenne ..."

Unzählige schwerbedrängte Männer und Frauen finden in der Religion ihr „sicheres Obdach", wenn ihre Herzen nach geistiger Zuflucht schreien. Wie eh und je gilt die innerste Wahrheit aller Religionen: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben."

Wenn alle anderen Methoden versagen, kann man immer noch sein Gewicht korrigieren, indem man die Waage verstellt

Nie wieder Diät!

Von Corey Ford

Die Diät an sich ist nicht das Schlimmste. Man kann jederzeit abnehmen: man muß nur ein bißchen Willenskraft aufbringen und die Sachen vermeiden, die dick machen. Zum Beispiel das Essen.

Nein, die Leute, die man trifft, machen es einem so schwer. Ich meine jene, die darauf versessen sind, daß man *ihre* Diät ausprobieren soll. Ich habe sie alle durchprobiert. Ich habe Gesundheits- und Enthaltsamkeitskuren, Flüssigkeits- und Sieben-Tage-Diäten befolgt. Ich habe Eiweiß zu- und Kohlehydrate abgesetzt. Ich habe von Joghurt und Bierhefe gelebt, und was habe ich dabei gewonnen? Genau ein Kilo!

Die Wurzel allen Übels ist, daß niemand soviel wiegen will, wie er soll. Früher, in der guten alten Zeit, pflegte ein Mann zärtlich auf seinen Bauch zu klopfen und stolz zu sagen: „Eigene Zucht, hat immer nur allerbestes Futter bekommen. Ich werde ihn diesen Herbst zur Prämierung auf die Landesausstellung schicken." Das ist vorbei. Heutzutage macht sich jeder Sorgen um sein Gewicht. Die eine Hälfte versucht, es zu verringern, die andere, es zu vergrößern. Mit dem Ergebnis, daß es genau so viele dicke Menschen und dünne Menschen gibt wie vor der Erfindung der Kalorien. Nur, wer früher dick war, ist jetzt dünn, und umgekehrt.

Nicht, daß ich es etwa nötig gehabt hätte, eine Kur zu machen, beileibe nicht. Es lag nur daran, daß ich neulich abends meinen Smoking anziehen wollte, und der Stoff anscheinend so stark eingelaufen war, daß ich den Atem anhalten mußte, um die Jacke zuzuknöpfen, und daß die Dame des Hauses während des Essens mehrmals die Bemerkung machte, ich hätte so vorstehende Augen, und wann ich zum letzten Mal meinen Blutdruck hätte messen lassen? Ehe ich mir einen neuen

Anzug kaufte, wollte ich lieber ein paar überflüssige Pfunde hier und dort loswerden, besonders dort. Kleinigkeit, sagte ich mir. Ich brauchte nur ein paar Tage lang aufzupassen, was ich aß.

Die Hauptsache ist, Stärke zu vermeiden, wurde mir geraten. Iß weder Kuchen noch Brot noch Kartoffeln oder ähnliche Sachen. Ich habe im Radio gehört, daß ein Mann keine Stärke gegessen hat, und der hat drei Kilo in einer Woche abgenommen.

Also mied ich Stärke und ließ Zucker weg und verzichtete auch auf Salz. Ein anderer Mann, den ich in der Eisenbahn traf, sagte mir, ich solle am gescheitesten mit Fleisch aufhören, weil tierisches Eiweiß dick mache. „Nur an Molkereiprodukte halten", sagte er, „wie Milch, Eier und Käse." Der Mann, der neben ihm saß, erklärte, Molkereiprodukte hätten einen hohen Kaloriengehalt und das einzig Wahre sei, Gemüse zu essen. „Roh durch den Wolf drehen und den Saft trinken", riet er.

Ein Mann, der auf der anderen Seite des Abteils saß, meinte, ich solle mit Gemüse lieber aufpassen, weil man bei weißen Bohnen, Erbsen und Mais Gewicht ansetze, und sein Visavis sagte, es sei alles gut, solange man nichts Gebratenes esse, und ein anderer sagte, man dürfe nichts Gekochtes essen, weil die Vitamine verlorengingen, und der Schaffner sagte, nach seiner Meinung sei es nicht so wichtig, *was* man esse, sondern *wann* man esse. „Ich habe Frühstück, Mittagessen und Abendbrot aufgesteckt", erklärte er, „und wissen Sie, wieviel ich in einer Woche abgenommen habe?"

„Sicher drei Kilo", antwortete ich ihm.

Ende der Woche hatte ich alles von meinem Speisezettel gestrichen außer gewissen nicht dickmachenden Dingen wie Petersilie, Pergamentpapier und die weißen Rüschen an gebackenen Hähnchen. Mein Schritt federte, meine Augen blitzten. „Du siehst großartig aus", betonten meine Freunde. „Hör bloß nicht auf das, was andere sagen. Das bißchen Mehrgewicht steht dir ausgezeichnet."

Das ganze Geheimnis scheint das Eiweiß zu sein. Alle Diätbücher stimmen darin überein, Eiweißmangel habe verminderte Lebenskraft, Interesselosigkeit am anderen Geschlecht und einen Hang zum Patiencelegen zur Folge.

Dr. Vilhjamur Schlump, ein prominenter Diätfachmann in Hollywood, stellte fest, daß siebenunddreißig Angestellte in einem Büro an Eiweißmangel litten und täglich nach dem Mittagessen ein Nickerchen machen mußten. Dr. Schlump gab ihnen mehr Eiweiß zu essen. Das Ergebnis war: sie arbeiteten den ganzen Vormittag so eifrig, daß sie gezwungen waren, ihr Nickerchen *vor* Tisch zu machen.

Ein weiterer interessanter Versuch wurde von Dr. Schlump durchgeführt. Er wollte beweisen, daß Eiweißstoffe eine spezifisch dynamische

Wirkung ausüben. Er gab einer Gruppe Studenten eine Mahlzeit, die ganz und gar aus Eiweiß bestand. Dr. Schlump hingegen nahm ein gutes Abendbrot, Schweinefleisch mit Sauerkraut, zu sich. Am nächsten Morgen entdeckte er zu seiner Überraschung, daß seine sämtlichen Versuchskarnickel lange Haare und knallrote Fingernägel bekommen hatten und mit hoher weiblicher Stimme sprachen. Dr. Schlump war außerstande, dieses Phänomen zu erklären, bis ihn jemand darauf aufmerksam machte, daß er versehentlich in das Studentinnenheim geraten war.

Soviel zur wissenschaftlichen Erklärung der Diät. Und jetzt zur praktischen Seite. Wenn du die Mineralien wegläßt, nach denen der menschliche Körper verlangt, wirst du an Unterernährung leiden, und deine Ohren werden anfangen zu welken. Wenn du andererseits deinen Magen mit nichts anderem als mit Mineralien füllst, wirst du als Schwertschlucker enden. Die Lösung ist, daß du deine Ernährung ausbalancierst, das heißt: nimm eine Olive auf deine Gabel, lege eine Weinbeere auf die Olive und eine Sauerkirsche auf die Weinbeere und iß das Ganze, bevor es runterfällt.

Zieh immer die Kalorientabelle am Ende des Diätkochbuchs zu Rate und reguliere dein Gewicht nach Alter, Körpergröße und Geschlecht. Bedenke, daß der Diätplan einer Frau anders aussieht als der eines Mannes. Es liegt zum Teil an der organischen Chemie des weiblichen Körpers und zum Teil an der weiblichen Psyche, daß „Frau Albert mir diese Buttercremetorte anbot, die sie selbst gemacht hat, Georg, und ich sie essen mußte, um sie nicht zu beleidigen, und wenn du denkst, daß *ich* zunehme, solltest du erst mal Frau Friedmann sehen, die ist völlig aus dem Leim gegangen, jedenfalls sehe ich nicht ein, wie so ein winzig kleines Kleckschen Butter überhaupt die geringste Rolle spielen kann, und wie kann ich wissen, was ich nicht essen soll, ehe ich es nicht ausprobiert habe. Ich muß ja auch das Essen kosten, wenn ich koche, und abgesehen davon, Georg, wenn ich ein neues Kleid hätte, würde ich auch schlanker aussehen."

Das beste Verfahren ist, das Essen während der Mahlzeiten zu vermeiden. Das ist das Grundprinzip, auf dem sich Dr. Schlumps umwälzende neue Sieben-Tage-Diät aufbaut, die so heißt, weil noch niemand, der sie ausprobiert hat, länger als sieben Tage gelebt hat. Dr. Schlumps Prinzip ist, die Speisen auf dem Teller liegenzulassen und nur alles drum herum zu essen.

Zum Schluß noch einen Wink. Wenn alle Methoden versagen, kann man immer noch sein Gewicht korrigieren, indem man die Waage verstellt. Eine Bekannte von mir hat sie jeden Tag ein klein wenig zurückgestellt, und sie hat drei Kilo in einer Woche abgenommen.

Ein Bankdirektor hält Schulkinder für seine wichtigsten Kunden

SCHULKINDER MIT SPARKONTEN

Aus der Monatsschrift Parents' Magazine

von Charles Nutter

BILLY FISCHER, Direktor der *Progressive Bank and Trust Co.* in New Orleans, hat kürzlich eine Einrichtung geschaffen, die sich als eins der wirksamsten Mittel erwiesen hat, die Schuljugend zum Sparen anzuhalten. Heute sind von etwa 100 000 Schulkindern in New Orleans nicht weniger als 75 000 seine Kunden. Allein in einem Monat wurden 10 000 neue Konten eröffnet.

Die meisten Banken halten das Schulsparen für ein kostspieliges und beschwerliches Geschäft. Im Jahre 1949 waren erst knapp acht Prozent der Schüler in Amerika am Sparen beteiligt. Daß die meisten Banken für dieses fruchtbare Gebiet der Kundenwerbung kein Interesse zeigten, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß man sich keinen Gewinn davon versprach.

Fischer hält es jedoch für eine lohnende Aufgabe, die Kinder wieder in das Abc des Sparens einzuführen; die Kostenfrage darf dabei seiner Ansicht nach keine Rolle spielen. Als er im Oktober 1948 an die Durchführung seines Planes ging, beriet er sich eingehend mit Schuldirektoren, Lehrern und Elternbeiräten; in allen Schulen der Stadt hielt er vor den versammelten Schülern Ansprachen und warb für seine Idee. Im ersten Jahr schon vertrauten ihm 9000 Schulkinder Spargelder in Höhe von 37 000 Dollar an. Heute gehören von den 31 Millionen Dollar Depositengeldern der Bank etwa eineinviertel Millionen den Jungen und Mädchen. „Unsere Bank ist nur klein", erklärt Fischer, „aber Tausende von Schulkindern wissen gar nicht, daß es in der Stadt noch andere Banken gibt."

Der „Fischerplan", der heute in den Vereinigten Staaten beinahe für das gesamte Schulsparen vorbildlich geworden ist, zeichnet sich durch große Einfachheit aus. Sein Urheber bemerkt: „Das ganze Geheimnis besteht darin, daß wir alles selbst tun. Wir erwarten von den Schulen oder den Lehrern keinerlei Mitarbeit." Ein Tag in jeder Woche ist für die Schulen, die sich am Sparen beteiligen, Banktag. Jedes Kind, das eine Einzahlung machen will, steckt sein geliebtes Sparkassenbuch mitsamt seinen bescheidenen Spargeldern in einen Umschlag, der verschlossen in einen im Klassenzimmer bereitstehenden Banksack geworfen wird. Ein Bankbote sammelt dann die Säcke ein. Täglich hält ein mit solchen Säcken vollbeladener Wagen vor dem Bankgebäude, in dem fünfundzwanzig Beamte damit beschäftigt sind, die Konten zu führen. Am folgenden Tag erhalten die Kinder ihre Sparbücher mit den entsprechenden Eintragungen zurück. Die Bank zahlt zwei Prozent Zinsen. Wollen die Kinder Geld abheben, so müssen die Eltern durch Unterschrift ihre Zustimmung erklären.

Schulsparen in Deutschland

Vor nun über hundert Jahren, am 11. November 1852, erschien im „Intelligenzblatt von Unterfranken und Aschaffenburg" ein Erlaß der Königlichen Regierung, der alle Schulinspektionen des Distrikts anwies, ihre Schüler im Interesse der „Sittlichkeit, Nüchternheit, Einfachheit und des häuslichen Glücks" zum Sparen anzuhalten, kleine Sparkassen in den Schulen einzurichten und alle Summen über 5 Gulden an die örtliche Sparkasse abzuführen.

Damit dürfte wohl in Deutschland zum ersten Mal das Schulsparen angeordnet worden sein, das heute aus dem Leben der Schulen und Sparkassen nicht mehr wegzudenken ist.

Anderthalb Millionen Schüler in 19 000 von den 41 000 Schulen der Bundesrepublik werden heute von den öffentlichen Sparkassen betreut, die mit der Bundespost und deren eigenen Schulspareinrichtungen wetteifern, der Jugend den Spargedanken näherzubringen. Mit Führungen, Vorträgen, Wettbewerben, bunten Spartöpfen und vielerlei Werbematerial — in Berlin lädt sogar eine richtige Altberliner Postkutsche mit einem Postillon die Kinder zum Mitfahren ein — halten sie das Interesse der Jugend am Sparen wach.

Da mehr als zwei Drittel seiner Kunden Schulkinder sind, ist Fischer bemüht, ihnen auch zwei Drittel seiner Zeit zu widmen. Er besucht alle Schulen der Stadt, um das Interesse am Sparen wachzuhalten. Jede Woche spricht er zu Hunderten von Kindern. „Es macht nichts aus", erklärt er ihnen, „wenn ihr jetzt arm seid; es kommt nicht darauf an, ob ihr viel oder wenig besitzt. Amerika ist das Land, das jedem eine Chance bietet. Durch harte Arbeit und eiserne Sparsamkeit kann man vorwärtskommen und sich die Achtung seiner Mitmenschen erwerben. Wenn ihr heute mit dem Sparen beginnt, wird daraus eine Gewohnheit fürs ganze Leben werden, die ihr so leicht nicht wieder ablegt. Die freie Wirtschaft ist nur durch Nutzbarmachung von Spareinlagen und Leihkapital möglich. Das Geld, das ihr spart, kommt euch und eurem Lande zugute."

Die Schuljugend wird eingeladen, die Bank gruppenweise und in regelmäßigen Abständen zu besuchen. Fischer führt seine jungen Gäste durch alle Abteilungen. Die Kinder, zunächst in der naiven Vorstellung befangen, ihr Geld würde dort in einem Tresor aufbewahrt, sind ganz stolz, wenn man ihnen erklärt, daß ihr Geld nutzbringend arbeitet.

Fischer hat in seiner Bank eine besondere Kinderabteilung mit niedrigen Schaltern und kleinen Tischen und Stühlen eingerichtet. Er ist von seiner Idee so begeistert, daß er alles stehen und liegen läßt, wenn es gilt, irgendeine Frage mit einem der Kinder zu erörtern.

Obwohl der Plan erst vor wenigen Jahren angelaufen ist, weiß Fischer heute schon eine Fülle von Geschichten zu erzählen, welche Erfolge seine Deponenten mit ihren Spargroschen erzielt haben. Ein Junge schrieb, er habe seinen Eintritt in das College mit seinen Ersparnissen finanziert. Ein anderer hat sein Geld in einen Zeitungsbotendienst gesteckt. Ein dritter teilte mit, er spare um für die Landwirtschaft seines Vaters eine Kuh zu kaufen.

„Wir glauben", bekennt Fischer, „daß es ebenso wichtig ist, ein Kind zur Sparsamkeit zu erziehen, wie ihm Lesen und Schreiben beizubringen, denn Sparsamkeit ist eine der Voraussetzungen dafür, daß es später einmal ein guter Staatsbürger wird. Viele Menschen haben in den letzten Jahren vergessen, wie wichtig das Sparen ist. Und am besten lernt man es schon in der Schule."

Die Luft ist mit Unheil geladen —

Wenn der Blitz einschlägt

Aus der Monatsschrift Popular Science Monthly

von Andrew Hamilton

Dem Blitz fallen jährlich — addiert man die Einzelfälle — mehr Menschen zum Opfer als Wirbelstürmen, Überschwemmungen, Erdbeben und anderen Massenkatastrophen. In Deutschland tötet er durchschnittlich vier von einer Million Einwohnern (davon drei im Freien), in der Schweiz fallen ihm jährlich fünf bis sechs Menschen zum Opfer, in Gewittergebieten Nordamerikas sechs von einer Million, im Staat Neumexiko sogar fünfzehn. Der jährliche Blitzschaden wird von amerikanischen Feuerversicherungen auf 5 Millionen Dollar beziffert; in Deutschland belief er sich vor dem Krieg auf 12 Millionen Mark; in der Schweiz rechnet man mit 8 bis 18 Millionen Franken jährlich. Am meisten haben ländliche Gebiete zu leiden. In Deutschland entfallen über 90 Prozent der Blitzschäden auf Landbezirke, in Amerika verursacht der Blitz jährlich allein etwa 6000 Waldbrände.

Man schätzt, daß es auf der Erde im Jahr zu rund 16 Millionen Gewittern kommt, täglich also zu etwa 44 000. Als gewitterreichste Gebiete gelten unter anderen Zentralafrika, Südmexiko, Panama, Mittelbrasilien und Madagaskar. Den Rekord hält Java mit durchschnittlich 223 Gewittertagen im Jahr. Besonders blitzgefährdet sind Hoch- und Mittelgebirge wie die Alpen, in Deutschland Schwarzwald, Rauhe Alb,

Thüringer Wald, aber auch Landschaften wie das hessische Rheintal und die Lüneburger Heide. Von zehntausend Häusern wird durchschnittlich eins getroffen (Kirchen zwanzigmal so oft), das heißt, meist natürlich nur der Blitzableiter. Die Häufigkeit von Gewittern über Städten weist beträchtliche Unterschiede auf: München zählt durchschnittlich 32 Gewittertage, Frankfurt 24, Berlin 20, Hamburg 18, Köln nur 16, Zürich dagegen 24.

Der Blitz ist launenhaft, unberechenbar. An Amerikas Ostküste saßen vorigen Sommer zwei Männer mit stählernen Angelruten in einem Stahlboot, als plötzlich ein Gewitter aufkam. Ein Blitz fuhr in die Angelrute des einen und sprang auf den Reißverschluß seiner Jacke über. Der Mann war sofort tot, während der neben ihm sitzende Angler lediglich betäubt wurde und sich bald wieder erholte. In der Klamm eines Felsengebirges wurden Mädchen aus einem Ferienlager vom Gewitter überrascht. Ein einziger Blitz erschlug die Lagerleiterin und vier Mädchen, acht weitere waren eine Zeitlang gelähmt.

Vom Blitz getroffene Menschen, die mit dem Leben davongekommen sind, machen stark voneinander abweichende Angaben. Einer Vierzehnjährigen wurde auf dem Schulweg vom Blitz der Regenmantel in Fetzen vom Leibe gerissen. Sie erzählte: „Erst brummte mir der Schädel, und ich spürte Stiche im Kopf. Eine Minute später aber war's schon wieder gut, und da bin ich dann ruhig zur Schule gegangen." Einem junge Mann, der am Ufer eines Sees in de Tür seines Wochenendhäuschen stand, schlug der Blitz die Schuhe von den Füßen, brach ihm zwe Zehen und versengte ihm die Beine Er berichtete: „Eine grüne Flamme hüllte mich ein, und mir war, al stächen tausend glühende, richti rotglühende Nadeln auf mich ein."

Doch auch von Blitzen, die sich nichtmenschliche Ziele aussuchen, hört man Erstaunliches. In einen Landstädtchen bei New York fuh der Blitz in einen Kartoffelacker und kochte die Knollen im Nu so weich daß man davon Kartoffelbrei hätte machen können. In Virginia stellte der Blitz einmal ein Bahnsignal au freie Fahrt und verschuldete dadurch einen Zugzusammenstoß.

Jahrtausendelang hat der Blitz de Menschen in panischen Schrecke versetzt. Erst vor zweihundert Jah ren ging man daran, das Phänome wissenschaftlich zu untersuchen. Ei ebenso wißbegieriger wie findige Drucker in Philadelphia ließ damal während eines Gewitters einen Sei dendrachen steigen. An das unter Ende der Schnur knüpfte er ei Stück Seidenkordel und befestigte daran einen eisernen Schlüssel, de er dann wiederholt mit bloßen Fin gerknöcheln antippte. Jedesmal sa er einen starken Funken übersprin gen und bekam einen Schlag. Dami hatte er die elektrische Natur de himmlischen Feuerwerks bewiesen Rätselhaft bleibt allerdings, daß e bei diesem Experiment keinen töd

lichen oder zumindest betäubenden Schlag bekommen hat. Das sprichwörtliche Glück der Dummen war ausnahmsweise einmal an einen Gescheiten geraten: der Drucker hieß Benjamin Franklin.

Später hat man sich über Gewitterwolke und Blitz wohl allerlei Gedanken gemacht, doch erst im Lauf der letzten dreißig Jahre haben wir darüber mehr herausgefunden, als schon Franklin gewußt hatte. Die Gelehrten erklären uns heute, die Erde sei eine Art gigantischer Kondensator, von dem ständig Elektrizität in die Atmosphäre gelange; Gewitter seien gewissermaßen Batterien, mit denen die Natur den Kondensator Erde wieder auflade.

Jeder Blitzstrahl produziert durch Luftverbrennung aus dem Stickstoff und dem Sauerstoff der Luft erhebliche Mengen Salpetersäure, die den Boden düngen und dem Pflanzenwachstum zugute kommen. Ein hervorragender Sachkenner, der in Südafrika lebende Dr. Schonland, schätzt die auf das Konto der Blitze kommende jährliche Salpetersäure-Produktion auf 100 Millionen Tonnen, was weit mehr wäre als die Produktion aller Düngerfabriken der Welt.

Die mächtigen, blumenkohlförmigen Gewitterwolken, die sich im Sommer am Himmel auftürmen, werden hauptsächlich durch rasch aufsteigende Luftströme hervorgerufen. Beim Zusammentreffen der hochgedrückten Warmluft mit niederstürzender Kaltluft kommt es zu gewaltigen Wirbeln. Es geht dann in der Gewitterwolke zu wie in einem entfesselten Küchenmixer. Die Luft wallt und brodelt mit Sturmgeschwindigkeiten von 150 Kilometer und mehr und führt dabei ungeheure Wassermengen mit. Große Wolkengebirge tragen wohl 300 000 Tonnen Regen, Schnee oder Hagel.

Soweit ist der Vorgang durch Wetterflieger, die schon oft mit ihren modernen Meßgeräten mitten durch das wild schlagende Herz eines Gewitters geflogen sind, einwandfrei geklärt worden. Darüber hinaus ist man auf Hypothesen angewiesen, doch hält man es für erwiesen, daß sich am Grund der Gewitterwolke starke negativ-elektrische, auf der Erde aber starke positiv-elektrische Ladungen bilden, die der Wolke nun, immer im Bann ihrer Anziehung, wie ein Bienenschwarm folgen, Bäume, Kirchtürme, Schornsteine hinauf.

Erreicht die Spannung zwischen Positiv und Negativ einen bestimmten Grad, so sendet die Wolke einen nur schwach leuchtenden, kaum sichtbaren Leitblitz aus („Vorentladung"), der den Weg des geringsten Widerstandes zum Erdboden sucht. Ist die Kontaktspur auf diese Weise vorgezeichnet, so springt ein strahlend heller Blitz („Hauptentladung") mit einer Geschwindigkeit von etwa 10 000 Kilometer pro Sekunde von der Erde zur Wolke empor. Tatsächlich: die meisten Blitze züngeln aufwärts. Daß die Bewegung abwärts zu verlaufen scheint, beruht auf einer Sinnestäuschung.

Es gibt zwei Arten von Entladun-

gen, den „zündenden Blitz" und den „kalten Schlag". Der kalte Schlag kann wohl einen Heuschober, einen Baum, ja ein Haus sprengen, doch ist er — bei nur etwa ein Zehntausendstel Sekunde Dauer — so kurzlebig, daß er keine Entflammung hervorrufen kann. Der zündende Blitz hält hundert- bis tausendmal länger an und verbrennt alles, was er trifft. Seine Temperatur erreicht manchmal 15 000 Grad und ist damit beträchtlich höher als die der Sonnenoberfläche.

Die Luft längs der Blitzbahn dehnt sich gewaltig aus. Der eigentliche „Blitzkanal" ist nur etwa fingerdick, explodiert aber bei der Entladung zu einer wadenstarken Feuersäule. Bei der nachfolgenden Abkühlung schrumpft die erhitzte Luft zusammen, und andere Luft stürzt nach. Diese Vorgänge erzeugen das Getöse, das wir „Donner" nennen.

Die Entfernung eines Blitzes schätzt man, indem man die Sekunden zwischen Blitz und Donner zählt. Der Schall legt in drei Sekunden rund einen Kilometer zurück. Zählt man also bis zum Donner neun Sekunden, so war der Blitz drei Kilometer entfernt.

Was kann man tun, um sich gegen Blitzschlag zu schützen? Ein amerikanischer Sachkundiger rät uns:

1. Verkneif dir, wenn ein Gewitter droht, das Fußballspiel. Laß dein Fahrrad, laß deinen Traktor im Schuppen. Iß deinen Ausflugsproviant zu Hause.

2. Wirst du draußen vom Gewitter überrascht, so lauf, was du laufen kannst, zum nächsten Unterschlupf, möglichst einem größeren Gebäude. Am sichersten sind Hochhäuser, denn ihr Stahlgerüst leitet die Blitze in die Erde ab, so daß sie keinen Schaden anrichten können. Ist kein Haus in der Nähe, so lege dich flach auf den Boden, bis das Gewitter vorbei ist.

3. Meide einzelnstehende Bäume, Wassertürme und erhabene Geländepunkte (33 Prozent der tödlichen Blitzunfälle ereignen sich unter Bäumen. Ein Wäldchen ist immer noch viel sicherer als ein einzelner Baum).

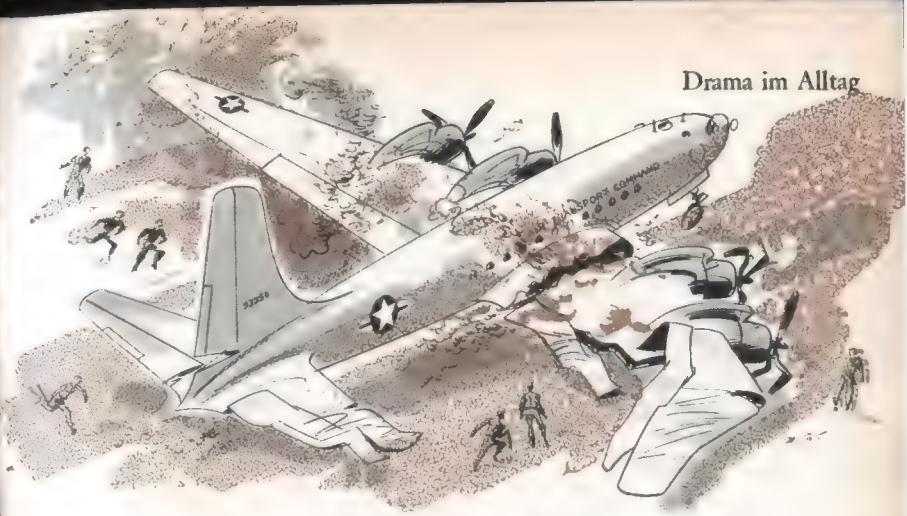
4. Weg von Drahtzäunen, Drähten jeder Art und Metallrohren.

5. Zieht ein Gewitter auf, während du ruderst oder schwimmst, so mach, daß du aufs Trockene kommst.

6. Bist du im Haus, so meide die Nähe von Herden, Öfen, Türen, Fenstern und gehe nicht auf den Dachboden. Unter keinen Umständen bei Gewitter ein Bad oder auch nur ein Brausebad nehmen.

7. In Auto, Bus und Eisenbahn bist du verhältnismäßig sicher, im Ganzmetallflugzeug fast so sicher wie im Auto.

Man sollte diese Mahnungen beherzigen. Nicht jeder hat so viel Glück wie Charles Brown aus Kenton im Staat Ohio, der wohl und munter ist, obgleich ihn der Blitz schon zehnmal getroffen hat. Als er nach dem zehnten Schlag wieder zu sich kam, sagte er: „Wenn ich auch ein zäheres Leben habe als eine Katze, muß ich mich von nun an doch wohl ein bißchen mehr vorsehen."



BEGEGNUNG BEI ENIWETOK

Von James Saxon Childers

ICH WAR damals, in den zwanziger Jahren, für einen Professor noch reichlich jung. Vielleicht war deshalb mein Arbeitszimmer ein Treffpunkt für die Studenten, die dort zusammenkamen, um über Studentenfragen, Sport und Bücher zu sprechen. Wir lasen sogar Gedichte, und ich werde nie den Nachmittag vergessen, an dem Sarah Fenton aus Elizabeth Barrett-Brownings Sonetten vorlas: „Wie ich dich liebe? Laß mich zählen, wie ..." Sie schaute kaum ins Buch: ihre Augen hingen an Joe Rivers.

Sarah war klein, ihr Haar blond und weich, und sie sah Joe an, als bedeutete er für sie die ganze Welt. Joe ließ, während sie las, kein Auge von ihr, und es war offenbar, daß er sie am liebsten auf die Arme genommen und weggetragen hätte. Nie habe ich zwei junge Menschen so verliebt gesehen.

Den Herbst und Winter über war Sarah fleißig, aber im Frühjahr ließ sie in der Arbeit nach, und ich machte ihr Vorhaltungen. Sie versprach, sich zu bessern.

Eines Morgens las ich über den großen schottischen Dichter Robert Burns und kam darauf zu sprechen, daß manche ihm kritisch gegenüberstehen, weil sie meinen, er sei als Mensch unmoralisch gewesen. Ich bat um Nachsicht für sein sittliches Verhalten und um Würdigung seiner Gedichte. Meine Hörer lauschten eifrig, mäuschenstill und regungslos. Nichts befriedigt einen Lehrer mehr, als zu wissen, daß er mehr getan hat als trockene Fakten aufzählen, daß

er sie vielmehr lebendig gemacht und den Raum durch seine Ausführungen erwärmt hat. So war ich von Freude erfüllt, als ich nach der Vorlesung in mein Arbeitszimmer zurückging. Ich war kaum einige Minuten dort, als Joe Rivers die Tür öffnete. Er war ein großer, gutaussehender Farmerssohn.

„Kommen Sie rein, Joe." Ich griff nach meiner Pfeife. Er schloß die Tür und riegelte ab. Offensichtlich stimmte da etwas nicht. Er trat an meinen Schreibtisch.

„Was Sie heute morgen gesagt haben, ist mir sehr nahegegangen", meinte er. Er nahm eine Büroklammer vom Tisch und begann, sie auseinanderzubiegen. „Ich möchte gerne mit Ihnen sprechen. Vielleicht können Sie uns helfen." Er schaute auf die Büroklammer und zwirbelte sie zwischen den Fingern. „Es ist ganz meine Schuld." Er bog die Klammer mit aller Kraft um, als wollte er den Draht zerbrechen. „Sarah bekommt ein Kind."

Er erzählte mir, daß sie das nie auch nur im entferntesten gewollt hätten, aber nun sei es eben passiert, und sie wären in einer schlimmen Lage.

„Wir würden ja heiraten, wenn wir könnten. Aber ich habe kein Geld, und wir müssen irgendeinen Ausweg finden."

„Nicht unbedingt", erwiderte ich, „wenn's nur das Geld ist, ich kann euch etwas leihen. Und eine Stelle zu finden wird ja nicht schwer sein."

„Nein!" Er schien fast böse zu werden, daß ich sie drängte, zu heiraten. „Wir haben darüber wohl hundertmal gesprochen, und wir sind fest entschlossen." Er blickte mich durchbohrend an, dann platzte er mit dem wirklichen Grund seines Kommens heraus. „Wir dachten, Sie könnten uns dabei helfen, einen guten Arzt zu finden."

Ich legte meine Pfeife beiseite. „Ein guter Arzt tut so was nicht, Joe."

Er setzte mir von neuem seinen Standpunkt auseinander. Man sah ihm seine Verzweiflung deutlich an.

„Hören Sie mal, Joe", sagte ich, „wie wäre es, wenn Sie Sarah hierherbrächten und wir zu dritt über die Sache sprächen?" Er faßte sich und nickte.

„Ich werde sie holen."

Als sie hereinkamen, war Sarahs Gesicht hochrot, und sie hielt Joe fest bei der Hand. Ich stellte ihr einen Stuhl zurecht und sagte: „Joe hat mir alles erzählt. Wie denken Sie darüber, Sarah? Möchten Sie das Kind haben?"

„Ich hätte es nur allzu gern. Aber es geht nicht."

Ihre Stimme war voll verzweifelter Angst.

„Wir wollen einmal darüber reden", sagte ich ...

Sie wurden am darauffolgenden Samstag getraut. Zwei Monate später kam Joe zu uns ins College und erklärte, sie hätten sich etwas Geld geborgt und er werde mit Sarah in einen anderen Staat ziehen.

„Wir wollen hier weg, bevor das

Kind geboren wird", sagte er. Später erhielt ich von Sarah ein sorgfältig abgefaßtes kleines Dankschreiben. Dann hörte ich nichts mehr von ihnen.

Am 18. Oktober 1944 war ein herrlicher Tag über dem Pazifik, ein idealer Tag zum Fliegen. Der Bestimmungsort der großen Maschine war Saipan, das Stabsquartier des amerikanischen 21. Bomberkommandos, aber wir sollten in Eniwetok zwischenlanden und tanken. Außer der Besatzung waren 28 Offiziere und Mannschaften an Bord. Ich saß vorne und las einige Berichte.

„Entschuldigen Sie, Sir."

Ein langer Sergeant stand im Gang und zeigte auf meine Tasche. „Ich sah Ihren Namen, Sir. Waren Sie früher Collegeprofessor?"

Ich bestätigte es, und er grinste. „Ja, dann müssen Sie es sein. Ich habe Mutter und Vater oft von Ihnen sprechen hören. Ich bin Fenton Rivers."

Im ersten Augenblick sagte mir der Name nichts, dann aber fiel mir plötzlich ein, daß er der Sohn von Joe und Sarah sein mußte. Ich hielt ihm die Hand hin. „Das ist ja großartig. Ich freue mich, daß Sie mich angesprochen haben." Ich legte meine Papiere beiseite und machte Platz für ihn.

„Setzen Sie sich her und erzählen Sie mir von Ihren Eltern und von sich selbst."

Sarah erfreute sich bester Gesundheit, und Joe war Betriebsleiter einer Fabrik. Fenton war, wie er sagte, neunzehn Jahre alt. Während wir auf Eniwetok zuflogen, redete er weiter, berichtete von seiner Schule und vom Fußball. Er war gern bei der Air Force und hoffte eines Tages Pilot zu werden. Ich hörte ihm kaum zu — ich sah mich im Geist ins College zurückversetzt und hörte der angstvollen Mutter und dem Vater dieses Jungen zu, die mir mitteilten, daß ihr Kind nicht geboren werden dürfe.

Schließlich erhob er sich und sagte: „Ich werde meinen Eltern schreiben, daß ich Sie getroffen habe."

Ich wandte mich um und sah ihm nach, wie er mit schnellen Schritten den Gang entlangging. Das war also der Junge, der beinahe nie gelebt hätte. Eine Weile saß ich da und schaute gedankenverloren zum Fenster hinaus, dann nahm ich meine Papiere wieder vor. Bald spürte ich, wie die Maschine wendete, und sah auf den weißen Fleck eines Atolls im Ozean hinunter. Es war Eniwetok, wir drehten zur Landung ein.

Der Pilot unterschätzte die Entfernung zum Rollfeld. Wir schlugen hart auf. Der Aufprall erschütterte das ganze Flugzeug, und Motor 3 fing Feuer. Wir wurden nochmal in die Luft geschleudert und flogen mit hängender Fläche und uns drehend über die Landebahn, bis wir wieder aufschlugen und die rechte Tragfläche weggerissen wurde. Dann schlitterten wir mit brennenden Tanks über das Rollfeld.

Ich kroch auf die Tür zu, aber irgend etwas war mit meinem Rükken und meinem Bein nicht in Ordnung. Ich lag im Gang und sah die Männer hinausspringen.

Das Feuer erfaßte mich, und ich wußte, daß ich die Tür erreichen mußte. Ich zog mich vorwärts, aber nicht weit genug. Dann lag ich still und entspannt da, und Erleichterung und ein seltsamer Friede kamen über mich, aber noch einmal brannte das Feuer in meinen Dämmerzustand, und ich versuchte wieder zu kriechen und konnte es nicht. Dann sah ich einen Mann ins Flugzeug zurückklettern. Es war Sergeant Rivers. Er packte und schüttelte mich. Ich legte einen Arm um seinen Nacken und versuchte, mich festzuhalten, aber der Arm glitt herunter. Das Letzte, was ich wußte, war, daß er mich aufhob.

Ich erinnere mich nicht mehr, was sonst an diesem Tage oder in dieser Nacht geschah. Als ich am nächsten Morgen wieder zu mir kam, fragte ich nach Sergeant Rivers, aber man sagte mir, er sei nach Saipan weitergeflogen.

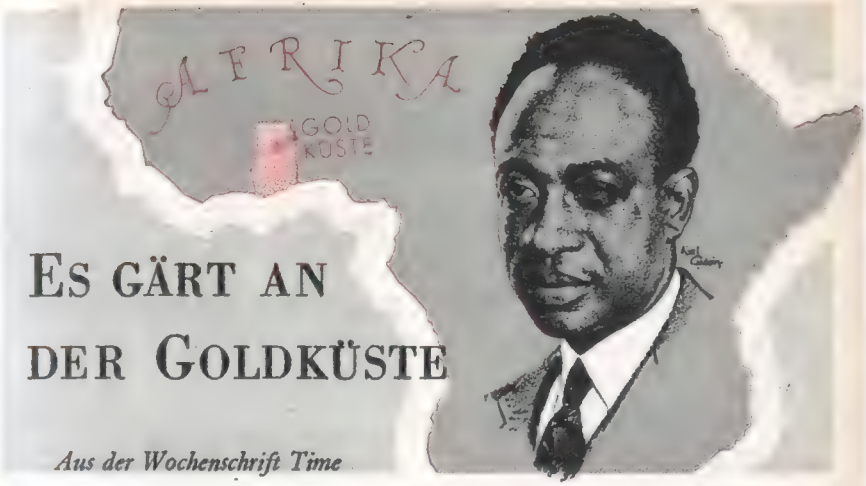
Vor kurzem las ich eine Meldung aus Korea. Captain Fenton Rivers, der vier Feindflugzeuge abgeschossen hatte, war im Luftkampf nahe der mandschurischen Grenze gefallen. Diese Nachricht und die Tatsache, daß ich die Namen geändert habe, macht es möglich, diese Geschichte zu veröffentlichen.

TSIMHUK, das Wundermittel für den Garten

Auch Gelehrte machen manchmal ihre — zuweilen recht verschmitzten — Späße. So erschien in den Landwirtschaftsberichten einer Universität folgende Notiz:

„Wir haben uns entschlossen, nunmehr unsere sensationelle neue Gartenhilfe Tsimhuk der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Tsimhuk ist nicht nur eine Wundernahrung für die Pflanze. Tsimhuk ist ein Universalmittel! Ein gehäufter Klumpen unserer atomischen Wundermasse macht Ihren Garten wieder jung. Tsimhuk macht leichte Böden schwer, schwere Böden leicht und läßt mittlere Böden, wie sie sind. Tsimhuk ist ein selektiver Schädlingsbekämpfer: es beseitigt schädliche Pflanzen, Insekten und Bakterien, während es gleichzeitig die nützlichen fördert. Tsimhuk enthält Chlorophyll in gelöster Form; ein ganz neuer Duft wird aus Ihren Beeten aufsteigen. Tsimhuk enthält keine unerwünschten Chemikalien; es ist durch und durch organisch. Ein Pfundpaket dieses konzentrierten Mittels enthält 500 Gramm. Verlangen Sie noch heute unsere Mustersendung. Und beachten Sie: Tsimhuk, von hinten nach vorn gelesen, heißt ...“

Aber der Verfasser hatte die Leichtgläubigkeit der Menschen unterschätzt: mehr als vierzig vertrauensselige Gartenfreunde schrieben und baten um die „angezeigte Mustersendung“ von Tsimhuk. N.



Es gärt an der Goldküste

Aus der Wochenschrift Time

Durch die Straßen von Akkra, der Hauptstadt der englischen Kolonie Goldküste, zog ein froher Zug begeisterter Menschen. Die Demokratie feierte einen Triumph.

Die Frauen in der Prozession, schlank und anmutig, waren in hellfarbige Baumwollstoffe gehüllt und sahen wie gestreifte Sonnenschirme aus. Die Männer, klein, untersetzt und mit hervortretenden Knien, hatten helle, leichte Baumwollhemden an, die über ihre Shorts herabhingen; einige hatten auch wallende Togen malerisch um die Schulter geworfen. Alle waren Schwarze — und alle waren stolz darauf, Schwarze zu sein.

Trommeln schlagend, Hörner blasend stolzierten sie großspurig und beschwingt durch die Straßen oder tanzten eine seltsam schlurfende Samba — alles zu Ehren ihres Führers am dritten Jahrestag der nationalen Freiheit.

Nur wer die Harfe spielt,
lernt Harfe spielen — *Aristoteles*

Plötzlich teilte sich die lärmende Menge wie einst das Rote Meer vor den Juden, und durch einen wogenden Wald von Palmwedeln nahte im offenen Wagen ein hochgewachsener, kräftiger Neger — der Sehr Ehrenwerte Kwame Nkrumah, Bakkalaureus der Gottesgelehrsamkeit, Magister der Philosophie, Doktor der Rechtswissenschaft und Ministerpräsident der Goldküste. Er winkte seinen Landsleuten mit einem weißen Taschentuch zu, wiegte seine breiten Schultern im Takt der wirbelnden Weisen einer vorbeimarschierenden Musikkapelle und fuhr in Hochstimmung weiter.

„Da sehen Sie", schrie verzückt ein Einheimischer und packte einen verwundert zuschauenden Weißen am Arm, „das ist wahre, das ist wirk-

liche Demokratie! Es ist einer von uns, ein Mann aus dem Volke. Wenn Sie das gesehen haben, müssen Sie doch begreifen: wir *können* uns selbst regieren!"

„Wir" sind vier und eine halbe Million Eingeborener, die über ein rechteckiges Stück Urwald, Sumpf- und Buschland verstreut sind, das von Süden nach Norden in die westliche Ausbuchtung Afrikas hineinragt. Etwa so groß wie England, umfaßt die Goldküste die Kronkolonie selbst — einen schmalen Streifen dampfenden Urwalds längs der heftig umbrandeten Atlantikküste —, ferner das Königreich der Aschanti, das sich über das Hochplateau im Inneren hinzieht, und schließlich die nördlichen Territorien, die nichts weiter als von der Sonne ausgedörrte Steppe sind. 90 Prozent der Eingeborenen können nicht lesen und nicht schreiben; mehr als die Hälfte glaubt noch an Zauberei. Trotzdem sind die sorglos fröhlichen Goldküstenbewohner dazu ausersehen, Schrittmacher zu sein bei dem kühnsten Versuch der Engländer, Negern die nationale Selbständigkeit zu geben.

Hochkonjunktur. Die übermütig frohe Stimmung an der Goldküste ist dem zunehmenden Wohlstand zuzuschreiben — ein Geschenk des Kakaobaumes, der über sechs Meter hoch in den dunklen, regennassen Wäldern wächst. Im vorigen Jahr haben die Kakaopflanzungen der Goldküste — die sämtlich in Händen von Negern sind — ein Drittel der Welternte geliefert. Und bei dem hohen Preis von vier Pfund je Last (= 27 Kilo) stopfen die Pflanzer ihre Lehmhütten voll mit Radiogeräten, Nähmaschinen und Fahrrädern, ja selbst mit Fernsehapparaten — obwohl es noch keinen Fernsehsender gibt, auf den sie ihre Apparate einstellen könnten. „Gott läßt die Kakaobäume wachsen", sagt man an der Goldküste.

Schwarz und Weiß. Es ist noch keine fünfzig Jahre her, daß die Engländer die Aschanti unterworfen haben; in dieser Zeit hat die Goldküste Jahrhunderte der Entwicklung aufgeholt. Negermädchen, die noch vor kurzem gegen Vieh eingetauscht wurden, studieren heute Medizin oder werden Krankenschwestern. Wo die Engländer im Jahre 1896 eine große Bronzepfanne fanden, die dazu diente, das Blut geopferter Menschen aufzufangen, heben heute mechanische Erdschaufeln die Baugrube für ein Krankenhaus mit fünfhundert Betten aus.

Die widerspruchsvolle Überschneidung von Zivilisation und Barbarei erweckt bei vielen Engländern Zweifel, ob die Goldküste wirklich schon so weit ist, daß sie sich selber regieren kann. Das britische Kolonialamt nimmt jedoch die Goldküste durchaus ernst. Major James Lillie-Costello, der Pressereferent und Verbindungsmann der englischen Regierung zu Nkrumah, behandelt den Ministerpräsidenten, als wäre er Sir Winston Churchill in Person.

Der Mann, dem die englische Re-

gierung so große Ehrerbietung entgegenbringt, ist vor dreiundvierzig Jahren in einem Dorf aus Lehmhütten am Rande des Urwalds geboren. In einer katholischen Missionsschule lernte er lesen, schreiben und rechnen. Dann wurde er von den Patres auf das Achimota College geschickt.

Als Kwame Nkrumah im Jahre 1931 sein Abschlußexamen gemacht hatte, schenkte ihm sein Onkel das Reisegeld nach den Vereinigten Staaten. Der junge Mann nahm die Chance mit Freuden wahr und ließ sich an der Lincoln-Universität in Oxford in Pennsylvanien immatrikulieren; dort erwarb er zwei akademische Grade und einen dritten an der Universität von Pennsylvanien. Dann fuhr er nach England, um an der Londoner Universität zum Doktor der Rechte zu promovieren. Dort kam er mit linksgerichteten Kreisen in Berührung und ließ sich von deren Lobeshymnen auf den Marxismus so einfangen, daß er bei der Anwaltsprüfung durchfiel. Als Sechsunddreißigjähriger stand er ohne Mittel da, ein armer, einsamer Neger, der in einem ärmlichen möblierten Zimmer im Osten Londons lebte.

Der geheime Zirkel. Da drang zu ihm der Ruf der Heimat, in der gerade damals der afrikanische Nationalismus sein Haupt erhob. Nkrumah bekam eine Stellung als Generalsekretär der UGCC, der *United Gold Coast Convention*, die in der Kolonie Propaganda für Selbstregierung machte. Es kam zu Unruhen wegen der Kakaopreise, und an einem Februartag des Jahres 1948 zog eine Schar schwarzer Weltkriegsteilnehmer vor den Palast des Gouverneurs. Bei den darauf folgenden Straßenkämpfen wurden 29 Menschen getötet.

Eilig begab sich eine Kommission des englischen Parlaments nach Akkra und machte der Kolonialregierung Vorwürfe, daß sie den Negern Sitz und Stimme in der Regierung verweigere. Das Endresultat war eine funkelnagelneue Verfassung und allgemeine Wahlen.

Die führenden Politiker der Goldküste waren völlig überrascht. Dr. James B. Danquah, der wohlbeleibte Leiter der UGCC, gab ganz offen zu, daß „wir im Begriff sind, in zwei Jahren das zu erreichen, wozu Indien fünfundzwanzig Jahre gebraucht hat". Aber Kwame Nkrumah war nicht zufrieden. Danquah und die gemäßigten Politiker hatten „Selbstregierung zu unseren Lebzeiten" verlangt, er aber forderte „sofortige Selbstregierung". Er überredete die jüngeren Mitglieder der UGCC, sich einem geheimen „Zirkel" anzuschließen, den er ins Leben gerufen hatte, und ein Jahr darauf brach er auf Drängen seiner jugendlichen Anhänger mit Danquah und gründete eine neue Partei, die *Convention People's Party*. Die neue Verfassung bezeichnete er als Schwindel und rief zum Streik auf, um ihre Annahme zu verhindern.

Darauf wurde Nkrumah verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Bei seiner Festnahme fand die Polizei in

seiner Tasche eine nicht unterschriebene Mitgliedskarte der kommunistischen Partei Englands. Nkrumah erklärte, er habe diese Karte nur gehabt, um kommunistische Versammlungen besuchen und „ihre Methoden studieren" zu können. Er leugnet, jemals Parteimitglied gewesen zu sein, und die Engländer schenken ihm Glauben.

Wahrscheinlich war die Verhaftung überhaupt das Beste, was Kwame Nkrumah passieren konnte: er wurde dadurch zum Märtyrer.

Die Wahlen waren ein richtiger Erdrutsch. Nkrumah, der währenddessen in Zelle 9 Fischnetze flickte, erhielt 80 Prozent der abgegebenen Stimmen.

In diesem kritischen Augenblick setzte Sir Charles Noble Arden-Clarke, Gouverneur der Goldküste und kluger alter Afrikakenner, seine ganze Laufbahn auf eine Karte. Er hatte Nkrumah ins Gefängnis werfen lassen; jetzt ließ er ihn frei, beauftragte ihn mit der Führung der Regierungsgeschäfte und stattete ihn mit fast sämtlichen Vollmachten eines Ministerpräsidenten aus.

Ernüchtert durch das Leben im Gefängnis, lenkte Nkrumah ein und beschloß, da die Verfassung ihn nun schon zum eigentlichen Herrn der Goldküste gemacht hatte, es mit ihr einmal zu versuchen. „Ich bin ein Freund Englands", erklärte er loyal in seiner ersten Rede. „Aber ich verlange für die Goldküste den Status eines Dominions im Rahmen des Commonwealth ..."

Die Engländer waren hocherfreut. „Nur ein Mann mit staatsmännischem Blick konnte so sprechen", erklärte ein hoher Beamter im Kolonialamt. Immerhin behielt Whitehall die drei wichtigsten Ministerposten — Verteidigung, Finanzen und Justiz — den drei weißen Kabinettsmitgliedern vor.

In der Regierung. Anstatt selber Entscheidungen zu treffen, wandten sich die schwarzen Minister anfangs immer wieder an den Gouverneur. Aber Arden-Clarke stellte das bald ab. „Eure Sache, das zu entscheiden", sagte er eines Tages zu Nkrumah. „Schließlich seid ihr ja die Regierung!"

Nkrumah begriff rasch. Im März 1952 gab der Gouverneur vor dem laut applaudierenden Parlament der Goldküste bekannt, daß Ihre Majestät die Königin geruht habe, der Ernennung Kwame Nkrumahs zum Ministerpräsidenten mit allen verfassungsmäßigen Befugnissen zuzustimmen.

„Ich glaube, ich habe das Vertrauen der Massen", sagt Nkrumah. „Aber was die Selbstregierung angeht, so dürfen sie mich nicht zu sehr treiben — und ich darf nicht zu langsam gehen. Würde ich versuchen, ihren Drang nach Freiheit aufzuhalten, so würden sie sich bald gegen mich wenden. Meine Aufgabe ist es, den Kurs gerade und stetig zu halten."

Chaos — oder die große Hoffnung! Ob Nkrumah — oder irgendein anderer — in der Lage sein wird, die

Dinge in Westafrika auf geradem Kurs zu halten, ist heute noch für jedermann ein Rätsel. Es gibt eine Menge ungläubiger Thomasse. Daniel Malan, der unnachgiebige alte Ministerpräsident von Südafrika, nennt das Experiment an der Goldküste „eine Katastrophe für Afrika".

„Wie", fragt er, „können sich so unwissende und so wenig zivilisierte Menschen selbst regieren? Das muß zum Chaos führen, und Chaos führt entweder zur Diktatur oder zurück in die Barbarei." Finster prophezeit er: „Wenn andere afrikanische Eingeborene mit dem gleichen Erfolg das fordern, was die Neger an der Goldküste erreicht haben, so bedeutet das die Vertreibung des weißen Mannes aus allen Gebieten zwischen Südafrika und der Sahara."

Viele andere Weiße befürchten nicht ohne Grund, daß der schwarze Erdteil, der so lange Zeit den anderen Kontinenten Sklavendienste geleistet hat, seinen lange vergessenen Stolz auf die schwarze Rasse wiederfinden könnte. Der afrikanische Mensch wandelt sich schnell. Der weiße Mann des 20. Jahrhunderts hat die primitive Stammeswelt, die einst dem Leben des schwarzen Mannes Sinn und Inhalt gab, in Stücke geschlagen. Noch vor fünfzig Jahren gab es in den Urwäldern keine Straßen, weil selbst das Rad unbekannt war; keine Schulen, weil es noch kein Alphabet gab. Und heute graben in denselben Urwäldern die Söhne früherer Sklaven nach Kupfer, Uran und Vanadium — den Rohstoffen des Atomzeitalters.

Das Tragische ist, daß bei dem derzeitigen Stand der Dinge die wenigen Intellektuellen unter den Afrikanern ein größeres Problem für den weißen Mann darstellen als die Urwaldwilden. Sie haben zum ersten Mal etwas von dem Glanz der Welt des weißen Mannes kennengelernt. Sie haben sich von seiner Literatur aufrütteln lassen und sind nun erschüttert von dem Abgrund, der zwischen Gebot und Praxis klafft. Oft hat man sie wegen ihrer Hautfarbe scheel angeschaut. Und nun laufen sie Gefahr, unzufrieden und leidenschaftlich wie sie sind, sich von den Lehren des Kommunismus betören zu lassen.

Aber in Afrika ist die Alternative Kommunismus oder nicht Kommunismus noch nicht so akut wie in Malaya oder Iran. Noch ist es Zeit. „Von dem Experiment an der Goldküste", sagt eine Verlautbarung des englischen Kolonialamtes, „erzählt man sich mit Staunen in den Elendsquartieren von Johannesburg, unter den landhungrigen Stämmen in der Umgebung von Nairobi und in Uganda, wo die Menschen einen geheimen Groll gegen uns nähren und jeden unserer Schritte mit Argwohn verfolgen. Schlägt es fehl, so wird damit eine große Hoffnung begraben. Gelingt es aber, so bedeutet das vielleicht den Eintritt eines neuen Erdteils, der einmal unser Freund sein könnte, in unsere politische Welt."

Mit den neuen Wundermitteln muß man haushalten

Nehmen Sie bei jedem Schnupfen Penicillin?

Aus der Monatsschrift Today's Woman

von Alice Lake

Sind Sie sich wohl darüber klar, daß es sehr gefährlich sein kann, bei geringfügigen Anlässen — etwa einer Wald- und Wiesenerkältung — eigenmächtig zu Penicillintabletten zu greifen, die Sie zufällig in der Hausapotheke haben? Fragen Sie Ihren Arzt — er wird Ihnen bestätigen, daß die wundertätigen Mittel wie Penicillin, Streptomycin, Aureomycin, Terramycin und Chloromycetin bei unsachgemäßer Anwendung ihre Gefahren haben.

Die genannten fünf Antibiotika sind tatsächlich Wundermittel; sie können bei zahlreichen Krankheiten, die früher als tödlich galten, eine überraschende Heilwirkung haben. Allheilmittel aber sind sie durchaus nicht. Sie richten zum Beispiel nichts gegen die winzigen Virusarten aus, die Schnupfen, Grippe, Masern und Mumps erregen. Und doch behandelt sich mancher einfach selber damit, ohne daß ihm etwas Ernstliches fehlt, ja ohne daß seine Krankheit überhaupt diagnostiziert worden ist, etwa bei einer Erkältung mit etwas Temperatur oder bei verdorbenem Magen. Wenn Sie wieder einmal in Versuchung kommen, Penicillin auf eigene Faust zu nehmen, täten Sie gut, folgendes zu bedenken:

Mit allzu häufiger Anwendung antibiotischer Mittel hemmt man die Entwicklung der Antikörper, jener natürlichen Abwehrkräfte des Organismus, die das Bestreben haben, uns gegen eine Krankheit immun zu machen. Gewiß immunisiert sich der Körper auf diese Weise nicht für das ganze Leben gegen Hals-, Mandel- oder Mittelohrentzündung. Wohl aber erzeugt er Widerstandskräfte. Man sieht es daran, daß solche Krankheiten bei uns mit zunehmendem Alter immer seltener auftreten. Die Bakteriologen können sich noch gar nicht recht ausmalen, wie es den Erwachsenen von morgen ergehen wird, wenn man den Kindern heute bei jedem Wehweh gleich Antibiotika gibt, statt sie von ihren körpereigenen Abwehrkräften kurieren zu lassen.

Mißbrauch der Antibiotika bringt

uns nur dem Tag näher, an dem diese Mittel ihre Kraft eingebüßt haben. Gegen manche Krankheitskeime wirken sie heute schon nicht mehr so wie früher. Lassen Sie sich erzählen, wie dies kommt. Jede Bakterienkultur umfaßt Millionen von Mikroorganismen ganz unterschiedlicher Lebenskraft. Das richtige Antibiotikum macht ihnen im allgemeinen den Garaus. Bleiben aber ein paar besonders widerstandsfähige am Leben, so besteht Gefahr, daß sich daraus neue Generationen entwickeln, die gegen das Antibiotikum gefeit sind und die Krankheit weitertragen.

Der eitererregende Staphylokokkus, der Abszesse, Furunkel und Karbunkel verursacht, wird gegen Penicillin und auch gegen die neueren Mycine rasch resistent. Man schätzt, daß die Erfolgsquote bei der Behandlung von Staphylokokkus-Infektionen mit Penicillin in Amerika bereits von 90 auf 40 Prozent gesunken ist.

Viele Mikroorganismen gewöhnen sich auch an Streptomycin. Bei manchen Patienten hat man noch 72 Stunden nach Verabfolgung dieses Mittels streptomycin-resistente Bakterien gefunden.

Selbstbehandlung mit einem Antibiotikum ist oft nur eine halbe Maßnahme, mit der man sich obendrein empfindlich schaden kann. Namentlich in Tablettenform können diese Mittel viel Unheil anrichten. Man muß immer damit rechnen, daß virulente Bakterien, die einer starken Injektionsdosis höchstwahrscheinlich erliegen würden, durch eine schwache Tablettendosis eher noch lebenszäher gemacht werden.

Man hat nämlich festgestellt, daß Bakterien unter dem Einfluß antibiotischer Stoffe neue, widerstandsfähige Arten bilden können. Manche dieser neuen Stämme pflanzen sich nur in Gegenwart des betreffenden Antibiotikums fort. So scheinen gewisse Bazillen der Harngänge auf Penicillin zu gedeihen. Einige Varianten des Meningokokkus, des Erregers der Genickstarre, vermehren sich nur, wenn sie mit Streptomycin gefüttert werden.

Immer häufiger beobachtet man bei Patienten, die Antibiotika bekommen, lästige, ja unheilvolle Nebenerscheinungen. Wer solche Mittel ohne zwingende Notwendigkeit nimmt, verdirbt sich damit vielleicht die Chance, daß sein Organismus sie im Ernstfall, nämlich bei einer wirklich schweren Erkrankung, verträgt. Gegen die erste Dosis Penicillin sind unter hundert nur vier allergisch, bei wiederholter Benutzung aber schon zehn. Vielleicht äußert sich die Allergie nur in einem Juckreiz an Fußsohlen oder Handflächen, vielleicht aber auch in einem Hautausschlag oder gar in Schwellungen, die den ganzen Körper ergreifen und zu Kehlkopfverengung und Erstickung führen können.

Ein Geschäftsmann, der vor einem wichtigen Abschluß rasch eine lästige Erkältung loswerden wollte, überredete seinen Arzt, ihm Penicillin zu verschreiben. Zehn Tage darauf

hatte er 40 Grad Fieber und einen so unerträglichen Juckreiz, daß er vor Qual schrie. Er mußte vierzehn Tage das Bett hüten. Und gegen die Erkältung hatte ihm das Penicillin nicht im mindesten geholfen.

Besonders leicht zieht man sich Allergien zu, wenn man Penicillin örtlich anwendet, etwa in Form von Hautsalbe oder Halstabletten. Wer eine Penicillinsalbe in der Hausapotheke hat, sollte sie nur benutzen, wenn es ihm der Arzt ausdrücklich gestattet, nicht aber — wie es manche tun — jede kleine Schnittwunde damit behandeln.

Wenden wir Antibiotika bei Erkrankungen an, gegen die sie nichts fruchten, so treiben wir Verschwendung im großen. Es gibt Infektionskrankheiten, über deren Natur wir noch wenig wissen, die wir aber gern mit einem Gerede von „dem Virus" oder einem „Virus X" umkleiden. Das eine weiß man jedoch von vielen dieser Krankheiten mit Sicherheit: daß ihnen nämlich mit Antibiotika nicht beizukommen ist. In Amerika hat man den Fall gehabt, daß 150 mit Aureomycin oder Penicillin behandelte Grippekranke genau so lange darniederlagen wie andere, die überhaupt keine Antibiotika bekommen hatten.

Der Arzt richtet sich mit der Behandlung vor allem nach dem Erreger der Krankheit und erst in zweiter Linie nach den subjektiven Symptomen des Patienten. Das darf man nie vergessen. Wenn bei Frau Schmidt von nebenan eine Halsrötung rasch auf Penicillin reagiert hat — vielleicht handelt es sich bei ihr um Streptokokken —, so bedeutet dies noch lange nicht, daß Penicillin nun auch bei einer Halsrötung Ihrer kleinen Tochter gut wäre; bei ihr liegt vielleicht etwas ganz anderes vor, etwa eine Virusinfektion.

Wenn man eigenmächtig zu einem Antibiotikum greift, ruft man möglicherweise eine Symptomverdeckung hervor und erschwert damit die Diagnose, so daß die Entscheidung über die richtige Therapie verzögert wird. Eine Frau hat sich kürzlich beinahe dadurch ins Grab gebracht, daß sie bei heftigen Leibschmerzen und Erbrechen einfach ein paar antibiotische Kapseln schluckte — sie „hatte gedacht", es sei eine Darmgrippe. Die Symptome klangen tatsächlich ab. Dadurch wurde ihr Arzt, den sie dann doch noch zu Rate zog, irregeführt. Zwei Tage darauf mußte sie schleunigst ins Krankenhaus gebracht werden: Blinddarmentzündung, Durchbruch in die Bauchhöhle, höchste Lebensgefahr.

Immer deutlicher erkennt die Wissenschaft die Tücken und die Wirkungsgrenzen der Antibiotika, wobei sich allerdings auch immer schärfer die wirklichen Vorzüge dieser Mittel abzeichnen. Auf Ärztetagungen wird die Fachwelt wieder und wieder davor gewarnt, sie bei jeder Gelegenheit zu verordnen. Setzen Sie also Ihrem Arzt nicht zu. Bestärken Sie ihn lieber darin, es sich zehnmal zu überlegen, ob und wieviel Antibiotikum er Ihnen verschreiben soll.

Ein alltägliches gesellschaftliches Mißgeschick, und wie man es überstehen kann

TISCHHERR ZWISCHEN ZWEI STÜHLEN

Aus dem Buch „Benchley — or Else!"

von Robert Benchley

In Fragen des guten Benehmens gibt es einen Punkt, der meines Wissens in keinem Buch über Anstandsregeln behandelt wird und der mich schon manchmal ziemlich in Verlegenheit gebracht hat: Was tut man, wenn man entdeckt, daß bei einer Einladung die Tischnachbarin zur Rechten wie die zur Linken in eifriger Unterhaltung mit jemand anders begriffen ist?

Sie haben sich vielleicht nur einen Augenblick von Ihrer rechten Nachbarin abgewandt, um einen kleinen Käfer fortzuschnipsen, der von der Tafeldekoration aus einen Angriff auf Ihre Butter unternahm. Und als Sie sich wieder zu ihr umdrehen, um Ihren Monolog fortzusetzen, merken Sie, daß die Dame bereits lebhaft mit ihrem anderen Nachbarn beschäftigt ist — ein Wechsel, der mit verdächtiger Bereitwilligkeit vorgenommen wurde, wenn Sie es sich richtig überlegen. Also wenden Sie sich flugs nach links, aber nur, um sich einem großzügig dekolletierten, braungebrannten Rücken gegenüberzusehen. Was bleibt Ihnen anderes übrig, als mehr oder weniger geradeaus zu blicken, mit einem Brötchen in der Hand und keinem besonders gescheiten Ausdruck im Gesicht. Sollen Sie jetzt einfach dasitzen und still vor sich hinweinen oder in einen unflätigen Sologesang ausbrechen und mit Messer und Gabel den Takt dazu schlagen?

Die Hauptsache ist natürlich, Ihre Gastgeberin nicht merken zu lassen, daß Sie unbeschäftigt sind. Wenn sie Sie dabei ertappt, daß Sie Däumchen drehen oder ins Nichts starren, wird sie entweder annehmen, daß Sie Ihre beiden Nachbarinnen beleidigt haben, oder sie wird sich verpflichtet fühlen, eine Fernunterhaltung mit Ihnen zu beginnen, die im Grunde nur eine Verlegenheitslösung ist. Sie müssen die Lücke ausfüllen, indem Sie so tun, als ob Sie etwas täten.

Sie können auch den Anschein erwecken, als ob Sie zu Ihrem Gegenüber sprächen, indem Sie ins Blaue hinein wie bei einer Unterhaltung höchst interessiert mit kleinen Grimassen und Lauten reagieren, bejahende und verneinende Kopfbewegungen machen und ab und zu höf-

lich lachen. Das mag die Dame des Hauses täuschen, falls ihr Blick gerade einmal in Ihre Richtung fällt, und es wird bestimmt den Herrn Ihnen gegenüber in Verwirrung bringen, wenn er zufällig Ihr Spiel bemerkt. Er wird natürlich auf den Gedanken kommen, lieber nichts mehr zu trinken oder am besten überhaupt nicht mehr auf Gesellschaften zu gehen, bevor er sich nicht von einem guten Arzt gründlich hat untersuchen lassen. Die Gefahr, mißverstanden zu werden, läßt also die vorgetäuschte Unterhaltung unratsam erscheinen.

Sie können sich ferner immer eifrig mit den Salzmandeln, die vor Ihnen auf dem Tisch stehen, beschäftigen und sie zu phantasievollen Mustern ordnen mit einer zur Schau getragenen Konzentration, die den Eindruck erweckt, als ob Sie jemand Bestimmtes damit unterhalten wollten, besonders, wenn Sie immer wieder zu einem imaginären Publikum aufblicken, wobei Ihr Gesicht ein triumphierend lächelndes „Sehen Sie?" ausdrückt. Selbst wenn Sie dabei erwischt werden, besteht keine Möglichkeit, es nachzukontrollieren, denn jeder von der Tischrunde kann Ihnen vielleicht gerade zuschauen, auch wenn er sich mit jemand anders unterhält. Nach den ersten fünf Minuten macht dies jedoch keinen rechten Spaß mehr.

Wenn Sie daran gedacht haben, ein Stück Zeichenkohle mitzubringen, können Sie kleine Skizzen auf dem Rücken einer Ihrer Nachbarinnen machen oder auch mangels Kohle und Zeichentalent den hübscheren der beiden Rücken mit Küssen bedecken. Das würde wenigstens eine Ihrer Nachbarinnen veranlassen, sich umzudrehen — es sei denn, daß sie es gerne hätte. Im Laufe der Zeit können Sie auch einmal mit dem Besteck jonglieren; beginnen Sie mit einem Messer, einem Löffel und einer Gabel und steigern Sie es zu je zwei Stück mit einer Blume dazwischen, um es schwieriger zu machen. Das dürfte immerhin *etwas* Aufsehen erregen.

Es gibt natürlich immer noch eine letzte Zuflucht, und zwar ganz still unter den Tisch zu gleiten, wo Sie entweder herumkriechen und die abgestreiften Schuhe einsammeln, wie ein Hund knurren und den furchtsamen Gästen Angst einjagen können oder an der anderen Seite hinausschlüpfen und nach Hause gehen. Vielleicht wäre das noch das beste.

„WIE ALT sind Sie?" fragte der Richter die Zeugin. „Denken Sie aber daran, daß Sie unter Eid stehen!"

„Einundzwanzig und ein paar Monate", erwiderte die Frau.

„Wieviel Monate?" wollte der Richter wissen.

„Hundertacht."

G. F. C.

Das Einwanderungsgesetz die Pforte Amerikas

Von Francis E. Walter

Kaum ein anderes innenpolitisches Problem der Vereinigten Staaten ist so bedeutsam für Amerikas Zukunft wie das der Einwanderung. Kaum eine andere Frage stellt aber auch Kongreß und Regierung vor so schwierige Entscheidungen wie die Durchführung des Mc-Carran-Walter-Gesetzes, das seit Dezember die Einwanderung in die Vereinigten Staaten regelt.

Warum ist dieses Gesetz so heftig angegriffen worden?

Die Angriffe sind zum Teil aus politischen Gründen erfolgt, denn einige Politiker sind der irrigen Ansicht, die Stimmen gewisser Gruppen dadurch gewinnen zu können, daß sie sich für unbeschränkte Einwanderung einsetzen. Die heftigsten und bösartigsten Angriffe freilich sind von Kommunisten und linksstehenden Organisationen geführt worden, die nun mit Recht die Aussiebung umstürzlerischer Elemente befürchten. Seit der Zeit, als sie versuchten, Tschiang Kai-schek in Verruf zu bringen und damit die kommunistische Eroberung Chinas vorzubereiten, sind die Linksgruppen der Vereinigten Staaten nie so einig und aggressiv gewesen wie bei der Bekämpfung dieses Gesetzes.

Wie ist das Gesetz entstanden? Seine beiden Verfasser sind Demokraten. Die Unterausschüsse von Repräsentantenhaus und Senat, die es vorzubereiten hatten, setzten sich jeweils aus fünf Demokraten und vier Republikanern zusammen. In beiden Ausschüssen wurde der Gesetzentwurf einstimmig angenommen. Aber auch im Plenum beider Kammern fand er bei den Parteien überwältigende Zustimmung.

Präsident Truman erhob wohl Einspruch gegen das Gesetz, aber sein Veto wurde vom Repräsentantenhaus mit 278 gegen 113 und vom

Francis E. Walter sitzt als demokratischer Abgeordneter des Staates Pennsylvania im amerikanischen Kongreß. Er hat in Zusammenarbeit mit Senator Pat McCarran aus Nevada das Einwanderungs- und Staatsangehörigkeitsgesetz verfaßt.

Senat mit 57 gegen 26 Stimmen unwirksam gemacht.

Stimmt die Behauptung, daß das McCarran-Walter-Gesetz „mit hysterischer Eile durch den Kongreß gepeitscht" worden sei?

Fünf Jahre lang — und damit wohl länger als irgendein anderes Gesetz in der Geschichte des amerikanischen Kongresses — ist an diesem Gesetz gearbeitet worden. Man untersuchte, prüfte und verhörte, und fast tausend Personen — Sachverständige, Beamte und Vertreter aller interessierten Verbände — wurden befragt, einerlei, ob sie für oder gegen das Gesetz waren. Als Ergebnis dieser Arbeit wurden zum ersten Mal in der Geschichte der USA die Hunderte von Einwanderungsbestimmungen, die bis dahin in Kraft waren, revidiert und zu einem einzigen Gesetz zusammengefaßt.

Was besagt das Gesetz wirklich? Ist es wahr, daß es „reaktionär", „faschistisch" oder „von Rassenhaß diktiert" sei?

Wahrheit ist, daß es in vielen wichtigen Punkten das weitherzigste Einwanderungsgesetz in der amerikanischen Geschichte ist.

Zum ersten Male fehlt jegliche Rassendiskriminierung bei der Einwanderung. Die asiatischen Länder erhalten nunmehr Jahresquoten, die nach denselben Grundsätzen errechnet werden wie die Quoten der europäischen Länder.

Zum ersten Male fehlt aber auch jegliche Rassendiskriminierung bei der Einbürgerung. So können nunmehr die 85 000 Asiaten, die in den Vereinigten Staaten und auf Hawaii leben, amerikanische Staatsbürger werden — was ihnen bisher verwehrt war.

„Dieses Gesetz", sagt Walter H. Judd, Mitglied des Kongresses und ehemaliger Missionsarzt in China, der als Sachverständiger für Fernost-Fragen gilt, „beseitigt mit einem Schlag jene Rassendiskriminierung unserer Staatsangehörigkeits- und Einwanderungsgesetze, die in so vielen Teilen der Welt Mißstimmung hervorgerufen hat."

Zum ersten Male dürfen die ausländischen Ehegatten und Kinder amerikanischer Staatsbürger ohne Rücksicht auf die Quoten einwandern.

Zum ersten Male wird der Standpunkt „Einmal Kommunist — immer Kommunist" aufgegeben. Eine besondere Klausel des Gesetzes sieht nämlich vor, daß auch ehemalige Kommunisten einwandern dürfen, wenn sie ihre Vergangenheit dadurch „tilgen", daß sie einen echten Gesinnungswechsel nachweisen.

Stimmt die Behauptung, daß das Einwanderungsgesetz „neue Formen der Rassendiskriminierung" einführe und damit „ganz Asien ins Gesicht schlägt"?

Das Gegenteil ist wahr: zum ersten Male ist Asien völlig gleichgestellt. Lediglich für Asiaten, die außerhalb Asiens leben, mußten besondere Bestimmungen eingefügt werden. 600 000 Menschen asiatischer Herkunft leben in Ländern Mittel- und

Südamerikas, die die Einwanderung nicht zahlenmäßig begrenzen. Brasilien hat kürzlich einen Vertrag mit Japan abgeschlossen, nach dem 50 000 japanische Staatsangehörige einwandern dürfen. Um die Gerechtigkeit des Quotensystems zu wahren, bestimmt das neue amerikanische Gesetz, daß solche Personen der für ihr Herkunftsland festgesetzten Quote unterliegen.

Diese einschränkende Bestimmung wurde in enger Zusammenarbeit mit Vertretern der organisierten Asiaten in den Vereinigten Staaten geschaffen. Alle wichtigen Organisationen dieser Art haben sich hinter das McCarran-Walter-Gesetz gestellt.

Stimmt die Behauptung, daß das neue Gesetz die Einwanderung nur noch „tröpfchenweise" zulasse?

Da einerseits verschiedene nicht den Quoten unterworfene Personenkreise günstiger gestellt worden sind und andererseits elf asiatische Länder erstmals Quoten erhalten haben, erhöht sich die alljährlich mögliche Einwanderung in die Vereinigten Staaten um 25 Prozent, nämlich von 155 000 auf etwa 200 000.

Stimmt die Behauptung, daß das Einwanderungsgesetz „das Tor in die Vereinigten Staaten verengert", weil es fordert, daß die Hälfte aller Einwanderer „Gebildete, Fachkräfte oder Personen von außergewöhnlichen Fähigkeiten" sein müssen?

Das Gesetz macht Schluß mit der bisherigen Praxis, Einwanderer nach dem Grundsatz aufzunehmen: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!" An ihre Stelle tritt, genau wie in allen anderen Einwanderungsländern, ein Auswahlverfahren, das das Ziel verfolgt, zunächst Personen aufzunehmen, die sich gut in das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Vereinigten Staaten einfügen werden. Zu diesem Zweck unterscheidet das Gesetz drei Klassen von Einwanderern: Fachkräfte oder Personen mit besonderer Ausbildung; Verwandte von amerikanischen Staatsbürgern; andere Einwanderer.

Fünfzig Prozent einer jeden Quote sind der ersten Gruppe, den Fachkräften, vorbehalten. Ihre Auswahl wird auf Grund der Anforderungen getroffen, die amerikanische Arbeitgeber an den Justizminister richten. Fehlt es beispielsweise an Farbtechnikern, so wenden sich die Firmen, die diese Fachkräfte brauchen, an das Justizministerium. Dieses wiederum prüft durch das Bundesamt für Arbeitsvermittlung den Bedarf nach und weist sodann die amerikanischen Auslandsvertretungen an, Farbtechniker zu bevorzugen.

Das Gesetz sagt indessen nicht, daß 50 Prozent der Einwanderer unter allen Umständen Fachkräfte sein müssen. Enthalten die Wartelisten weniger als 50 Prozent Personen dieser Klasse, dann wird die Quote, soweit möglich, aus der zweiten Gruppe aufgefüllt. Ist auch diese erschöpft, werden die restlichen freien Stellen der dritten Gruppe zugeteilt.

Stimmt die Behauptung, daß das neue Gesetz „uns einer unserer wichtig-

sten psychologischen Waffen im kalten Krieg beraubt", indem es die Mehrzahl derer, die aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang zu entfliehen vermögen, daran hindere, die ersehnte Zuflucht in den Vereinigten Staaten zu finden?

Von den über eine Million europäischen Flüchtlingen, die durch die Internationale Flüchtlings-Organisation untergebracht worden sind, hat jeder dritte Aufnahme in den Vereinigten Staaten gefunden. Trotzdem leben allein in Westdeutschland noch zehn Millionen Menschen, die zum Teil nach dem Kriege aus dem Osten vertrieben wurden, zum Teil vor dem Kommunismus geflüchtet sind, und in den anderen freien Ländern Europas dürften sich noch einmal so viele finden.

„Nur ein Demagoge kann behaupten", schreibt die *Washington News*, „daß unser Land eine Zuflucht für die ‚meisten' von ihnen werden könne. Auch wenn wir die Einwanderungsschranken weiter öffnen, würden wir das Problem nicht lösen; wir würden lediglich ein neues Problem im eigenen Lande schaffen."

Sollten die Vereinigten Staaten eine Einwanderungspolitik betreiben, die elastisch genug wäre, übervölkerte Länder zu entlasten, und damit den für die Sicherheit der freien Welt notwendigen Beitrag zur Lösung des Auswanderungsproblems leisten?

Manche Sachverständige geben den Bevölkerungsüberschuß Europas mit 79 Millionen an. Und dazu erhöht sich die Bevölkerungszahl dieses Erdteils alljährlich um weitere drei Millionen Menschen. Selbst wenn man dem Vorschlag folgte, im Laufe der nächsten zehn Jahre fünf Millionen Einwanderer aufzunehmen, wäre das doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

„Die Vereinigten Staaten", schreibt die New Yorker Zeitung *World-Telegram*, „sollten alles tun, was in ihren Kräften steht, diese Menschen in Gebieten anzusiedeln, wo sie sich selbst ernähren können. In unserem Lande freilich sind die Zeiten längst vorbei, in denen man noch eine unbeschränkte Einwanderung zulassen konnte. Gerade das aber ist es, was manche Leute fordern."

Im vergangenen Jahr vertrat ich in Brüssel die Vereinigten Staaten bei einer Tagung, die einberufen worden war, um eine sechsundzwanzig Nationen umfassende Organisation für die Auswanderung europäischer Flüchtlinge zu schaffen. Ich kann mit Stolz sagen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten führend an der Lösung dieser Aufgabe beteiligt ist. Sie muß die Arbeit auch weiterhin und in steigendem Maße fördern.

Wenn sich neue Umstände ergeben, muß ihnen die Regierung — wie das in und nach dem Krieg bereits öfters geschehen ist — mit Sondergesetzen begegnen. Solche zeitbedingten Bestimmungen gehören indes nicht in das Einwanderungs-Grundgesetz.

Stimmen die Behauptungen, daß das neue Gesetz „die Ausweisung Tausender anständiger Menschen erleichtert" und daß „bereits Eingebürgerte täglich mit ihrer Ausbürgerung rechnen müssen"?

Nach dem Einwanderungsgesetz wird kein Ausländer in die Vereinigten Staaten hereingelassen, dessen Anwesenheit die öffentliche Sicherheit gefährden würde; jeder Ausländer, der sich in einer Weise betätigt, die die öffentliche Sicherheit gefährdet, kann abgeschoben werden.

In diesem Zusammenhang wird folgende beunruhigende Tatsache interessieren: der damalige Justizminister übergab unserem Ausschuß Unterlagen über „fünftausend besonders aktive Mitglieder der Kommunistischen Partei". Nach diesem Material stammte über die Hälfte der Betreffenden aus Rußland oder einem seiner Satellitenstaaten.

Angesichts dieser und anderer Tatsachen schufen wir im Kongreß ein Gesetz, das Ausländern den illegalen Eintritt in die Vereinigten Staaten erschwert. Es gilt als Vergehen, wenn jemand seinen unrechtmäßigen Aufenthalt verheimlicht. Das Ausweisungsverfahren ist wesentlich verbessert worden. Das neue Gesetz sieht vor, daß naturalisierte Personen wieder ausgebürgert und ausgewiesen werden können, wenn sie sich in den fünf Jahren nach ihrer Einbürgerung umstürzlerisch betätigen.

Das neue Gesetz sieht aber auch vor, daß ein jeder gehört werden muß, ehe er abgeschoben wird. Wer sich mit dem gegen ihn gefällten Spruch nicht zufrieden gibt, kann eine gerichtliche Entscheidung seines Falles beantragen. Und Ausbürgerungen können nach dem Gesetz nur von Gerichten ausgesprochen werden.

In ihrem Kampf um ein weitmaschiges Gesetz konzentrierten die Gegner des Einwanderungsgesetzes ihren Angriff auf den Grundsatz der Länderquoten, auf dem ja die derzeitige Einwanderungspolitik der Vereinigten Staaten beruht. „Dieser Grundsatz", sagt Expräsident Truman, „zeugt von Voreingenommenheit gegen den Ausländer."

Das Prinzip der Länderquoten liegt der amerikanischen Einwanderungspolitik seit 1924 zugrunde, und allein seit 1929 haben die Vereinigten Staaten fast fünf Millionen Einwanderer aufgenommen.

Die Anwendung der gesetzlich festgelegten Bestimmungen dieses Grundsatzes soll viererlei erreichen:

Man will die Einwanderer alljährlich auf eine bestimmte Zahl beschränken;

man will ihre Nationalität so festlegen, daß das geschichtlich bedingte Nationalitätenverhältnis der Vereinigten Staaten gewahrt bleibt;

man will alle Nationen, die der Quote unterliegen, gleichstellen;

man will verhindern, daß Politiker oder interessierte Personenkreise einen Druck in Einwanderungsfragen ausüben.

Nach der Herkunftsformel wird die Einwanderungsquote für jedes Land auf ein sechstel Prozent aller

Einwohner der Vereinigten Staaten beschränkt, die im Jahre 1920 das betreffende Land als Herkunftsland ihrer Familie angaben. Nach dieser Rechnung können — abgesehen von denen, die nicht unter die Quoten fallen — jährlich 154 657 Menschen aus 85 verschiedenen Ländern in die Vereinigten Staaten einwandern.

Es sind somit nicht Politiker, sondern Mathematiker, die die Quoten der einzelnen Länder bestimmen.

Da die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 1920 vornehmlich west- und nordeuropäischer Herkunft war, haben die Länder dieser Gebiete auch die höchsten Quoten; die Länder Süd- und Osteuropas müssen sich mit kleineren begnügen. So ergibt sich für den Freistaat Irland eine Zahl von 17 756 und für Polen nur von 6488, für Belgien von 1297 und für Griechenland nur von 308. Die höchsten Quoten haben Großbritannien und Nordirland mit zusammen 65 361 und Deutschland mit 25 814.

Der *Christian Science Monitor* hat dieses System mit folgenden Worten gut verteidigt:

„Wir halten es für falsch, jedes Quotensystem, das auf der Herkunftsformel beruht, als Ausdruck religiöser und rassischer Voreingenommenheit zu verdammen. Man setzt die vielen hervorragenden amerikanischen Staatsbürger jeder nur denkbaren Rasse, Religion und nationalen Herkunft in keiner Weise herab, wenn man feststellt, daß uns manche Nationen im Hinblick auf Kultur, Sitten, Lebensstandard, Achtung vor dem Gesetz und Erfahrung in Selbstverwaltung viel näher stehen als andere."

In Einzelheiten wird das neue Gesetz von Zeit zu Zeit auf Grund der damit gemachten Erfahrungen sicher noch verbessert werden. Schon bald nach seinem Inkrafttreten haben sich eine Reihe von Härtefällen ergeben, die zum Teil — nach meiner Meinung unberechtigte — Befürchtungen unter den Freunden Amerikas im Ausland hervorgerufen haben. Wenn ich das auch bedaure, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß sich solche Fälle um so seltener ereignen werden, je mehr sich die Ausführung des Gesetzes einspielt.

Ritterlicher Süden

Eine junge Dame aus New York hatte zwar davon gehört, daß die Liebe in den amerikanischen Südstaaten eine große Rolle spiele, ihre erste Gesellschaft in Mississippi übertraf jedoch ihre Erwartungen so weit, daß es sie beunruhigte. „Ich weiß nicht, was ich tun soll", vertraute sie ihrer Gastgeberin an. „Jeder will sich hier mit mir verloben."

„Darüber laß dir nur keine grauen Haare wachsen", beruhigte sie die ältere Freundin. „Auf einer Gesellschaft in Mississippi gehört das einfach zum guten Ton."

J. D. M.

Eines der schwierigsten Familienprobleme, mit denen moderne Menschen fertig werden müssen

»Mutter wohnt bei uns«

Aus der Monatsschrift Harper's Magazine

von Agnes Rogers

Da meine alte Schulfreundin Susanne und ich uns seit Jahren nicht mehr getroffen hatten, kramten wir bei einem Wiedersehen alle erdenklichen Neuigkeiten über unsere gemeinsamen Bekannten aus und berichteten von unseren gegenwärtigen Lebensumständen. Auf einmal sagte Susanne: „Wir haben es jetzt nicht ganz leicht. Wir leben nämlich mit meiner Mutter zusammen." Und alle konventionellen Hemmungen über Bord werfend, gab sie mir eine eingehende Schilderung ihrer häuslichen Situation, deren geladene Atmosphäre man geradezu knistern fühlte.

Susannes Klagen waren mir leider nur allzu vertraut: immer hatte die Mutter an ihrer Haushaltführung etwas auszusetzen, sie lehnte die Lebensweise und den Bekanntenkreis ihrer Tochter und überhaupt deren ganze Art ab. Das bedeutete wiederum eine harte Geduldsprobe für den jungen Ehemann, und Susanne selber hatte ständig ein schlechtes Gewissen und fühlte sich zwischen Mann und Mutter hin- und hergerissen.

Susannes bewegte Klage gab mir zu denken. Gewiß: Spannungen und Mißverständnisse zwischen der älteren und der jüngeren Generation hat es immer gegeben, und die Vorstellung, daß eine junge Frau wirklich gern mit ihrer Schwiegermutter zusammenleben möchte, war selbst in alttestamentarischen Zeiten so außergewöhnlich, daß sie ihren Niederschlag in der wunderschönen Geschichte von Ruth und Naëmi gefunden hat. Neuerdings aber hat sich die Kluft zwischen den Generationen durch das Zusammenwirken von steigenden Preisen, beschränktem Wohnraum und einer Auflockerung der Lebensformen merklich vertieft, und das fast bis zur Unkenntlichkeit veränderte Bild des täglichen Lebens ist für viele Frauen der vorigen und vorvorigen Generation einfach unerträglich.

Betrachten wir einen typischen Fall: eine etwa fünfundsechzigjährige Frau lebt mit ihrer verheirateten

Tochter zusammen. Vieles, was der Mutter für einen anständigen Lebensstil unerläßlich erscheint, kommt heute nicht mehr in Frage. Sie findet die Wohnung ihrer Tochter zu eng, sie ist entsetzt darüber, wenn Gäste im Straßenanzug oder mit großer Verspätung erscheinen, sich selbst bedienen oder wenn es etwas lebhaft zugeht. Sie will nicht einsehen, daß ihre Tochter, ihr Schwiegersohn und deren Freunde sich dabei glänzend amüsieren, und findet wahrscheinlich das harte Los ihrer Tochter höchst beklagenswert — was einen stillen Vorwurf gegen den Schwiegersohn einschließt, der besser für seine Frau sorgen sollte.

Zu diesen durch das moderne Leben bedingten Erschwerungen kommt die naturgegebene Problematik, die es immer gegeben hat. Soviel die jungen Leute bei einem solchen Zusammenleben auch aufgeben mögen — die ältere Frau muß das größere Opfer bringen. Sie hat das eigene Heim und die Selbständigkeit verloren — und damit etwas von ihrer Persönlichkeit. Sie ist nun nicht mehr die Gebende, und das bedeutet einen schweren Schlag für ihren Stolz, denn es ist bitter, immer nur empfangen zu müssen. Jede sensible Frau wird die Unbequemlichkeiten, die sie verursacht, als quälend empfinden und sich in düsteren Augenblicken wie eine unerträgliche Last vorkommen. Das Schwerste aber ist in den meisten Fällen das Gefühl, von niemandem auf der Welt mehr gebraucht zu werden.

So schwer es nun für die ältere Frau sein mag, sich in den gemeinsamen Haushalt einzufügen — auch für die Tochter und deren Gatten ist die Situation keineswegs leicht zu bewältigen. Selbst unter den glücklichsten Voraussetzungen — im Falle gegenseitiger Liebe und Anerkennung — läßt sich eine gewisse Gezwungenheit nicht ganz vermeiden. Man will die alte Dame nicht vor den Kopf stoßen, man wägt alles, was man sagt, vorsichtig ab und unterdrückt spontane Einfälle, die mißverstanden werden könnten. (Vielleicht geht man in dieser Vorsicht manchmal zu weit: alte Damen sind mitunter längst nicht so empfindlich, wie junge Leute meinen.)

Gelegentlich liegt das Problem sogar ganz anders: dann stellt die Ältere geistige Ansprüche, die ihre Kinder nicht immer erfüllen können oder wollen. „Es ist ein bißchen viel verlangt", meinte ein Ehemann mit einem Unterton von Bewunderung für seine Schwiegermutter, „daß man schon morgens auf leeren Magen über den Palästinakonflikt diskutieren soll."

Ob es sich um die Mutter der Frau oder des Mannes handelt — meistens ist die junge Frau diejenige, die mit der Situation fertig werden muß. Sie fühlt sich dafür verantwortlich, daß alles glatt geht, sie muß ständig zwischen zwei Parteien hin- und herlavieren — eine an sich schon aufreibende Aufgabe. Vielleicht gehen ihr etwa folgende Überlegungen durch den Kopf: „Sind die Kinder

auch nicht zu laut? ... Na ja, schließlich müssen sie ja spielen ... Mutter wird sich eben daran gewöhnen müssen, daß alle Mädchen in Janes Klasse sich die Lippen malen ... Wenn ich doch Mutter dazu bringen könnte, diesen trostlosen grauen Mantel nicht mehr zu tragen ... Na ja, sie hat's natürlich auch nicht leicht."

Schließlich kommt man nicht um die schmerzliche Wahrheit herum, daß mit zunehmendem Alter unsere weniger anziehenden Eigenheiten schärfer hervortreten.

Muß nun jeder gemeinsame Haushalt Spannungen und Komplikationen mit sich bringen? Ich habe selber jahrelang unter solchen Verhältnissen gelebt; ich bin dabei glücklich gewesen und weiß, daß eine solche Gemeinschaft etwas Reiches und Wertvolles sein kann. Freilich muß man selber ein gut Teil dazu beitragen.

Es ist immer nützlich, sich von vornherein, bevor die kleinen Reibereien anfangen, über die Situation auszusprechen. Das ist nicht ganz leicht, aber eine offene, gutwillige Verständigung kann viel dazu beitragen, Mißverständnisse, Kränkungen und heimlichen Groll zu vermeiden, die sich oft bei diskretem Verschweigen ansammeln.

Als Wichtigstes muß versucht werden, im Interesse der ganzen Familie der älteren Frau zu einem unabhängigen Privatleben zu verhelfen, mit eigenen Aufgaben und Beschäftigungen, und *diese müssen von der übrigen Familie ernst genommen werden.*

In allen Büchern über das Alter wird besonderer Nachdruck auf die Notwendigkeit kleiner Liebhabereien für den alternden Menschen gelegt. An sich habe ich dagegen nichts einzuwenden, nur ärgert mich der herablassende Ton, in dem solche Ratschläge oft erteilt werden. Es klingt so, als wären alternde Mütter dazu da, Berge von Wollknäueln zu gestrickten Gegenständen zu verarbeiten, ohne Rücksicht darauf, ob sie überhaupt gebraucht werden. Es schadet ja weiter nichts, und Mutter hat ihre Beschäftigung.

Lassen sich Mutters Erfahrung und Energie nicht besser nutzbar machen? Sie braucht eine Tätigkeit (nicht nur einen Zeitvertreib!), die Sinn und Zweck hat, denn nur eine solche vermag sie wirklich zu befriedigen. Wenn sie stricken kann und wenn das, was sie strickt, auch wirklich gebraucht wird, so soll man sie natürlich dazu ermuntern! Es kommt weniger darauf an, was sie tut, als darauf, wie sie es tut — wichtig ist eben, daß ihr die Tätigkeit liegt, daß sie sich lohnt und daß sie gut gemacht wird.

Eine solide Grundlage für einen erfreulichen gemeinsamen Haushalt ist die gegenseitige Achtung. Nicht weniger wichtig sind gute Manieren — im weitesten Sinne des Wortes. Dazu gehört auch die Rücksicht auf die Gefühle der anderen, und in diesem Punkt werden meiner Ansicht nach die größeren Anforderungen an die ältere Frau gestellt. Sie muß sich dem Leben der jüngeren Familie an-

passen. Im folgenden erlaube ich mir, allen Müttern ein paar diskrete Vorschläge zu machen.

Entschließen Sie sich ein für allemal, keine Kritik zu üben und keine Ratschläge zu geben, um die Sie nicht gebeten werden — und wenn Sie daran ersticken sollten! (Die jungen Leute andererseits können dadurch, daß sie hin und wieder um Rat fragen, viel Freude bereiten.)

Stellen Sie keine Fragen. Es mag Ihnen harmlos und ganz natürlich vorkommen, zu fragen: „Von wem ist dieser Brief?" oder „Wann bist du gestern abend nach Hause gekommen?", aber dergleichen wird leicht als Einmischung ins Privatleben aufgefaßt.

Wenn Sie an der Kleidung oder am Benehmen Ihrer Enkel etwas auszusetzen haben — behalten Sie's für sich. Mit solchen Bemerkungen ist der Weg zur Unbeliebtheit gepflastert, und außerdem sind Sie ja nicht für die Kinder verantwortlich.

Führen Sie nicht unaufhörlich die „gute alte Zeit" im Munde — es sei denn, Sie hätten etwas Heiteres zu erzählen, und versuchen Sie anzuerkennen, daß die Lebensweise Ihrer Tochter der Ihren vielleicht in mancher Hinsicht überlegen ist.

Hüten Sie sich, Ihren Ärger in sich hineinzufressen. Wenn einzelne Dinge im Haushalt oder im Familienleben Sie unverhältnismäßig stören, dann sprechen Sie sich *einmal* mit Ihrer Tochter darüber aus. In den meisten Fällen wird sich Abhilfe schaffen lassen, und wenn nicht, dann lernen Sie, sich damit abzufinden.

Vernachlässigen Sie Ihr Äußeres und Ihre Kleidung nicht. Sagen Sie nicht: „Mich sieht doch keiner mehr an. Es ist egal, wie ich angezogen bin." Solche Gedanken sind ganz abwegig, denn Sie sollten sogar sorgfältiger auf Ihr Äußeres achten als Ihre Tochter.

Beklagen Sie sich nie — wirklich nie! — darüber, daß man Sie allein läßt. Eine der vielen reizenden Eigenschaften meiner Mutter war ihre ehrliche Mitfreude, wenn mein Mann und ich eingeladen waren. „Ihr werdet doch hoffentlich hingehn", sagte sie jedesmal und fragte nicht danach, wie lange wir ausbleiben würden.

Hüten Sie sich vor übertriebener Aufopferung. Es ist nämlich recht ungemütlich, mit einer Märtyrerin zusammenzuleben.

Klingen diese Forderungen sehr schwierig? Sie sind es in der Tat. Aber gerade die Bewältigung solcher Schwierigkeiten stärkt unseren Charakter, unsere Persönlichkeit und unsere Anpassungsfähigkeit und bewahrt uns davor, vereinsamte und bemitleidenswerte Menschen zu werden.

Zum Abschluß noch ein Wort an die jungen Frauen: vergessen Sie nie, daß eines Tages *Sie* diejenige sein können, von der die Tochter sagt: „Wir leben mit meiner Mutter zusammen." Denken Sie an die Zukunft und versuchen Sie, Ihr Leben so zu gestalten, daß sie es einst mit Stolz sagen kann!

Raketen gegen Atombomben

Aus der Wochenschrift Newsweek
von Gordon C. Hamilton

Automatische Startvorrichtung für die Mighty Mouse

Ein Treffer dieser winzigen Rakete vernichtet jeden Bomber der heute bekannten Typen

Die Vereinigten Staaten sind heute besser gerüstet, einen Atombombenangriff abzuwehren, als je zuvor. Das verdanken sie einer neuen Waffe — einer Flugzeugrakete mit dem Spitznamen „Mighty Mouse".

Genaue Beschreibungen dürfen zwar noch nicht veröffentlicht werden, aber einige grundlegende Einzelheiten lassen sich immerhin andeuten. Von der Spitze bis zum Schwanzende ist die Mighty Mouse etwa 120 Zentimeter lang. Ihr Durchmesser beträgt 7 Zentimeter und ihr Gewicht 8 Kilo. Da sie nur eine ganz einfache, leichte Startvorrichtung braucht, ist sie besonders gut vom Flugzeug aus zu benützen. Der zylindrische Rumpf der Rakete ist mit einem festen Treibstoff gefüllt, der stärker ist als alle im zweiten Weltkrieg bekannt gewesenen Treibstoffe.

Die neue Rakete ist zur Verwendung gegen schnelle Bomber von Düsenjägern aus konstruiert und so schnell, daß die Aussicht eines Bombers, ihr auszuweichen, äußerst gering ist. Wird sie von einem Jäger bei einer Geschwindigkeit von 1000 Kilometer pro Stunde abgeschossen, so rast sie mit annähernd 870 Meter pro Sekunde auf ihr Ziel zu.

Wegen ihres Schwanzes trägt die Mighty Mouse die amtliche Bezeichnung „2,75-Zoll-Flugzeugrakete mit einziehbaren Flossen". Eingezogen nehmen die Flossen nicht mehr Platz weg als der Rumpf; auf diese Weise können erheblich mehr Raketen mitgenommen werden, als wenn die Flossen starr angebracht wären. Unmittelbar nach Auslösen der Rakete klappt ein komplizierter Mechanismus die Leitflossen aus. Diese einziehbaren Flossen sind der

Grund für die erstaunliche Treffsicherheit der neuen Waffe.

Raketentaktik. Im Atomzeitalter genügt es nicht, einen hohen Prozentsatz der feindlichen Bomber abzuschießen — es müssen annähernd hundert Prozent sein. Sonst werden die Vereinigten Staaten bei einem Gegner, der Atombomben verwendet, ihre großen Städte schneller los als der Feind seine Bomber. Neue Waffen und eine neue Taktik waren daher nötig, und so übernahmen die US-Luftstreitkräfte die „Mighty Mouse".

Die Raketen können einzeln gestartet werden, aber normalerweise feuert man Salven von 6, 12, 18 oder 24 Stück ab. Nach dem Auslösen — in winzigen Zeitabständen — formieren sie sich, leicht nach oben, unten und nach den Seiten auseinanderstrebend, zu einer todbringenden Garbe. Bei der großen Reichweite, die sie im Vergleich zu den bisherigen Geschossen haben, kommt der Jäger eher auf Schußentfernung heran und dreht dann wie der Blitz ab, noch ehe er in den Feuerbereich des Bombers kommt.

Um den richtigen Augenblick zum Auslösen der Raketen genau abzupassen, denkt das menschliche Hirn nicht rasch genug; dazu ist ein Elektronenhirn nötig. Dieses führt das Jagdflugzeug zu dem Punkt im Raum, von dem aus es die größten Erfolgsaussichten hat. Sobald das Gerät die Leitung übernimmt, steuert es das Jagdflugzeug automatisch auf das Ziel zu und feuert die Rakete im richtigen Moment ab. Der Pilot ist eigentlich nur noch Chauffeur.

Die Mighty Mouse, deren Entwicklung Millionen gekostet hat, wurde in Zusammenarbeit der Land-, See- und Luftstreitkräfte vom Marinerüstungsamt geschaffen. Die Planung begann 1948, die Fertigung von Versuchsraketen Ende 1949 und die Massenproduktion insgeheim 1951.

Seitdem die Produktionsschwierigkeiten überwunden sind, stellen sich die Kosten der Waffe nicht zu hoch; die einzelne Rakete kostet tatsächlich soviel wie ein guter Anzug.

Raketenflugzeuge. Die Mighty Mouse kam gerade zur rechten Zeit. Denn die maßgebenden Kreise der Luftstreitkräfte sind der Ansicht, daß die Rakete geeignet ist, die bisherigen Waffen des Flugzeuges, MG. und Kanone, zu ersetzen. Daher werden die mit Radar ausgerüsteten Allwetter-Flugzeuge, auf die sich die Luftverteidigung der Vereinigten Staaten vor allem stützt, sämtlich mit den kleinen Raketen armiert. Verschiedene Schwierigkeiten haben die Bewaffnung etwas verzögert, aber sie sind nun so gut wie behoben.

Zur Zeit werden die Typen F-86D Sabre und F-94C Starfire in die Kampfeinheiten des Luftverteidigungskommandos eingereiht. Man ist dabei bestrebt, jeder Jagdeinheit einige dieser Flugzeuge zuzuteilen, damit alle Piloten auf ihnen geschult werden können.

Beim Abschuß der Raketen wird mit dem ganzen Flugzeug gezielt. Die 86-D Sabre hat 24 Raketen in

einem flachen Kasten mit zwei übereinanderliegenden Reihen von je 12 Stück unten im Rumpf. Einen kurzen Augenblick vor dem Abschuß senkt eine automatische Vorrichtung den mit Raketen geladenen Kasten in Feuerstellung und läßt ihn danach ebenso rasch wieder zurückschnellen.

Die 94-C Starfire trägt ebenfalls 24 Raketen in einem Kranz um den Bug. Beim Abschuß öffnen sich für einen Moment „Augenlid"-Klappen.

Die 89-D Scorpion, die bald folgen wird, ist einer Doppelflinte vergleichbar. Ihre rund hundert Raketen liegen an den beiden Flügelenden des Flugzeugs in Hülsen, die nach dem Entleeren abgeworfen werden.

Die kanadische CF-100, die Ende dieses Sommers in Bau kommen soll, wird 60 Raketen in Hülsen an den Flügelenden haben und 60 weitere in Kästen unten im Rumpf. Die Feuerkraft dieser 120 Raketen entspricht der Vollsalve eines Zerstörers der Kriegsmarine.

Durch die neue Waffe sind selbstverständlich die Bomber nicht überholt. Aber wenn auch noch manche Erprobungsergebnisse aus Gründen militärischer Sicherheit geheimgehalten werden, so kann doch schon gesagt werden, daß die Mighty Mouse zu großen Hoffnungen auf die erfolgreiche Abwehr eines Atombombenangriffs berechtigt.

»»««

Chinesische Galanterie

VIELE tausend Jahre bevor bei uns jemand an einen Muttertag dachte, haben die Chinesen der Mutter zwei anmutige Komplimente gemacht, die in der Schriftsprache dieses alten Volkes enthalten sind.

Die Chinesen verwenden bekanntlich beim Schreiben Ideogramme, Begriffszeichen, mit deren Hilfe sie ihre Wörter bilden. Den Begriff „gut" oder „liebenswert" stellen sie dar, indem sie die Zeichen für „Frau" und für „Kind" miteinander verbinden. Nicht weniger reizend ist es, wenn sie das Zeichen „Frau" unter das Zeichen „Dach" setzen und damit den Begriff „Frieden" ausdrücken. Bei aller Verehrung können die Chinesen aber Frauen gegenüber auch recht boshaft sein. Die Zeichen für „Zank" und für „Klatsch" lassen, wie Sie hier links sehen können, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

MARIO PEI

Ein ausgefallener Jagdsport, der dem Weidmann wenig Chancen läßt

Frischauf zur fröhlichen Wespenjagd

Aus der Wochenschrift True von Clyde Carley

JAHRELANG hatte ich befürchtet, daß die heutige Jugend verweichlicht sei. Ich war daher erleichtert, als ich nach zehnjähriger Abwesenheit in meine Heimat zurückkehrte und feststellen konnte, daß im Vorland der Ozarkberge Oklahomas immer noch jener ausgefallene alte Sport im Schwange ist, für den eine wahre Kreuzzugsbegeisterung aufflammt, sowie ein Junge die Worte fallen läßt: „Los, wir holen Wespennester runter!" Es handelt sich dabei um ein Jagdvergnügen, bei dem den Jäger so gut wie gar kein Weidmannsheil erwartet, dafür aber die sichere Aussicht, buchstäblich einen „dicken Kopf" zu bekommen.

Warum sind wir überhaupt als Buben gegen diese für gewöhnlich friedliebenden Baumbewohner ausgezogen? Ich vermute, einfach weil sie eben da waren — wie auch die Berge, von denen einmal jemand behauptet hat, daß man aus dem gleichen Grunde auf sie kraxelt — und weil diese Wespen ganz irrsinning stechen konnten. Denn das war zweifellos der wahre Beweggrund und erhoffte Lohn: die

Aussicht, einen der anderen von so einem vierflügeligen Geschoß getroffen zu sehen.

Nach dem Ehrenkodex der Wespenjäger durfte das Opfer sich gute fünf Minuten lang die Lunge aus dem Leibe brüllen; danach hatte es schweigend weiterzudulden und sich wieder in die Schützenlinie einzureihen, bis der letzte Rest des Nestes zu Boden geplumpst war. Wer an einem Tage zweimal gestochen wurde, konnte ehrenvoll den Rückzug nach Hause antreten, falls es ihm noch möglich war, den Weg zu erkennen; denn Wespen sehen es allemal auf die Augen ab.

Wir sind — unser acht oder zehn — damals von Dud Tyler, einem „Zugereisten", in die gefahrenreiche Wespenjagd eingeweiht worden. Er war mit seinen zehn Jahren schon ein perfekter Waldläufer und vieler nützlicher Dinge kundig — wußte zum Beispiel, wo schmerzstillende Gelbulmenrinde zu finden war oder wie man in Lehm gepackte Hühnchen über einem Lagerfeuer brät.

„Ich zeig' euch, wie man Wespennester runterkriegt", sagte Dud zu uns. „Bringt eure Schleudern mit oder große, glatte Steine, und paßt auf, wie ich es mache. Nur müßt ihr zusehen, daß ihr keine Stiche kriegt."

Wir folgten ihm den Otterbach entlang, bis er das richtige Nest entdeckt hatte, hoch oben an einem Eichenast: ein wabenähnliches Rund, über einen halben Meter breit und von schwarzen Wespen wimmelnd. „Stehenbleiben und nicht mucksen!" sagte er. „Wenn man Gesicht und Augen bedeckt, stechen sie einen nicht — wenn ihr aber eine auf euch zukommen seht, werft euch flach auf die Erde, dann fliegen sie über euch weg! Ideal ist, wenn man mit *einem* Schuß das ganze Nest herunterholt, also einen Volltreffer macht. Wenn man aber einmal angefangen hat, muß man auch dabeibleiben, bis alles unten ist, und sei es stückweise. Wer sich vorher drückt, ist ein Feigling."

Damit schoß er, nachdem er lässig seine Schleuder geladen hatte, ohne weiteres eine alte zentimeterdicke Kugellagerkugel los. Und dann ging alles Schlag auf Schlag.

Die glitzernde Kugel wumste mit einem herzerhebenden „dji-ungk!" mitten in das Nest. Nach allen Seiten kamen die Wespen herausgeströmt und spähten aufgeregt nach dem Feinde. Dud hatte frisch geladen und brachte mit einer zweiten Kugel das Nest zum Wanken, noch ehe wir anderen überhaupt angelegt hatten. Eine der fliegenden Furien schoß pfeilgerade auf den neben mir stehenden Jungen zu. Er knallte hin, als hätte er eins mit einer Keule auf den Kopf bekommen, und schrie auf wie ein verwundetes Pferd. Aber schon folgte der ersten Wespe eine ganze Formation in Keilform und steuerte unmittelbar auf unsere Köpfe zu. Wir stoben auseinander und sahen im Laufen, daß Dud zwar auch rannte, aber gebückt, mit über den Kopf gezogener Jacke und in einer anderen Richtung als wir. Das rache-

schnaubende Geschwader holte vier oder fünf der Unseren am Bachufer ein — was jedesmal an einem durchdringenden Aufschrei zu erkennen war.

Den blutdürstigen Dolchträgern schien das zu genügen: sie flogen zu den Überresten ihres Nestes zurück. Dud brachte eine besondere Sorte Tonerde herbei, spuckte darauf, um sie geschmeidig zu machen, schmierte mit dieser Paste die verwundeten Kameraden ein und hieß sie das Maul halten.

Zwei Tage später waren die Schwellungen so weit zurückgegangen, daß die Gesichter wieder zu erkennen waren. Als Dud, der Neue, eine zweite Expedition vorschlug, wurde das als Herausforderung angenommen. Wir dachten uns, es müsse sich doch einrichten lassen, daß *er* einmal gestochen würde. Da ich den Zusammenstoß mit einer wie der Teufel heranbrausenden Wespe noch vor mir hatte, machte ich sehr beredt strategische Vorschläge. Als wir zu der großen Eiche hinunterkamen, fanden wir die Wespen munter mit der Reparatur ihres Heims aus Pappmaché beschäftigt. Diesmal hielten sich die meisten Jäger einfach hinter Dud, um jede seiner Bewegungen sofort nachzumachen.

Kaum hatten wir das Nest unter Schnellfeuer genommen, als sich die halbe Wespenkolonie wie von einem Orkan geschleudert auf uns stürzte. Die schwarze Wespe sticht, wenn sie den Feind erkannt hat, mit voller Kraft zu, Schwanz voraus und mit gezücktem Stilett — und die Wirkung ist schlimmer als die einer glühheißen Injektionsspritze voller Schwefelsäure.

Dud ging zu Boden, platt auf den Bauch und die Jacke überm Kopf, ehe der Schwarm ihn erreicht hatte. Meiner aber bemächtigten sich zwei von den Viechern. Ich schlug die Hände auf die Backenknochen und rollte mich ins Gebüsch. Mein Gebrüll brachte im Galopp einen Farmer auf den Schauplatz, das Gewehr in der Hand; er sagte später, er habe geglaubt, es müsse ein Puma sein.

Einer unserer schlaueren Kameraden, der bei dem ersten Scharmützel einen Stich abbekommen hatte, war inzwischen vom Drogisten belehrt worden, daß Salmiakgeist, reichlich auf die Wunde gebracht, sehr wohltuend sei. Er hatte ein Fläschchen davon bei sich und besprengte erbarmungsvoll mein Antlitz; das machte mich zwar für zehn Minuten blind, linderte aber die Qualen tatsächlich etwas. Meine Nase war verschwunden, mein Gesicht eine völlig gerundete Fläche, in der die Augen wie mit dem Messer geschlitzt saßen — sie boten mir Ausblick in eine trübselige, verengte Welt, in der zu leben nicht länger wünschenswert erschien.

Eine ganze Woche wurden die Wespen von niemandem behelligt; unterdessen verwarfen wir eine Reihe von todsicheren, aber nicht wespensicheren Plänen, den immer noch ungestochenen Tyler am Los der

Allgemeinheit teilhaben zu lassen. Dann nahmen wir den Kampf von neuem auf, klüger geworden jetzt, beweglicher, und großzügiger in der Anwendung von Salmiakgeist. Wir hatten es auf das höchste Nest abgesehen — das vermehrte den sportlichen Reiz und verlängerte die Zeit, die das zornwütige Volk brauchte, uns zu finden.

Aber Tyler, der Wespentöter, brachte auch weiterhin aus unseren Feldzügen nichts als seine Sommersprossen im Gesicht nach Hause. Das ergrimmte uns; zu unserer Schande muß ich gestehen, daß wir anfingen, in geheimen Zusammenkünften Komplotte zu schmieden gegen diesen auswärtigen Protz, der hieb- und stichfest blieb, während wir uns von diesen Giftspendern ganze Ladungen einverleiben lassen mußten.

Tatsächlich bekam er zum Schluß doch noch sein Teil, aber nicht auf Grund unserer Anschläge. Eines Samstags sollte am Nachmittag im Park im Musikpavillon ein Ringkampf stattfinden. Wir alle lagen bäuchlings rings um den runden Holzbau auf der Erde, als der Ringrichter die beiden Riesen aufeinander losließ. Es war sichtlich ein ernsthafter Kampf, der Kraft und Können verlangte, und kein Als-ob: die beiden Schwergewichtler gingen sehr langsam vor und hatten einander oft so lange im Schwitzkasten, daß der Kampf ewig nicht vom Fleck zu kommen schien.

Ich langweilte mich — bis ich zu Dud Tyler hinübersah. Der wickelte in aller Ruhe den Gummi seiner Schleuder auf und legte eine Stahlkugel in die Lederlasche, während er unverwandt in die Höhe blickte. Ein genüßlich-starrer Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Und was faszinierte sein Adlerauge? An der Decke des Pavillons hing ein Schwarzwespennest!

Es klang wie zerreißendes Papier, als Duds Kugel die Schindel hinausschlug, an der das Nest geklebt hatte. Eine Handvoll Wespen schwirrte verdutzt und unentschlossen in dem leeren Raum, wo ihre Behausung gewesen war. Das einzige, was sich im Augenblick im Umkreis des Pavillons bewegte, war einer der Ringer. Sein Kopf steckte in einem Hammerschloßgriff, aus dem er sich herauszuwinden suchte. Sein Gezappel übertrug sich auf sein breites Hinterteil, die höchste Erhebung der kämpfenden Gestalten.

Plötzlich stieß er ein überraschtes Grunzen aus. Dann brüllte er lauter auf als ein wütender Bulle und befreite sich so verblüffend rasch aus dem Hammerschloß, daß er dabei seinem Gegner mit einem Kopfstoß die Besinnung raubte. Er selbst preßte die Hände auf den verletzten Körperteil und blickte dabei zufällig durch das Geländer. Der stumm vor sich hin grinsende Tyler versteckte seine leergeschossene Waffe zu spät. Mit affenartigem Arm hob ihn der Ringer auf das Podest, stemmte den Urheber seiner Pein hoch über den Kopf und schüttelte ihn gewaltig durch.

Ein besseres Ziel konnten sich die Wespen gar nicht wünschen. Die geflügelte Höllenbrut stürzte sich raketengleich herab und zerdolchte Dud. Der ganze Pavillon hallte von seinen Schreien wider.

Während die Menge kopflos davonrannte und geräuschvolles Wasserplanschen im nahen Flüßchen das wilde Getümmel noch vermehrte, blieben meine Gefährten und ich regungslos liegen. Es war das erstemal, daß wir geistesgegenwärtig genug waren, die Verteidigungstaktik des „toten Mannes" wirklich einmal auszuprobieren; zugleich aber lugten wir vorsichtig hoch, damit uns auch ja nichts von Duds wildem Gezappel entging. Endlich ließ ihn der Ringkämpfer los und stürzte selbst ans Wasser; Dud, ein gebrochener Mann, lag im Gras. Wir ließen den Wespen noch ein Weilchen Zeit, sich zu beruhigen, und versammelten uns dann um ihn, um staunend mit anzusehen, wie sein Schädel allmählich zur Größe und Prallheit eines Fußballs anschwoll. Danach führten wir ihn, blind wie er war, in die Drogerie, wo er in Salmiakgeist gebadet wurde. Und alle machten ihrer Begeisterung über die mitreißende Kunst des Ringkampfs in entzückten Rufen Luft — alle, außer Dud.

Kleine Weisheiten

Ein Zeichen unserer Zeit: viele legen nur noch Wert darauf, die kleinen Tricks ihres Gewerbes zu lernen statt das Gewerbe. N. O.

Die Fehler der anderen sind wie Scheinwerfer an einem Automobil. Es kommt uns nur so vor, als seien sie greller als unsere eigenen. H. N.

„Es gibt nur zwei Dinge", sagte eine kluge Frau, „die wir unseren Kindern mit auf den Weg geben können: Das eine sind Wurzeln und das andere Flügel." H. C.

Kleine Torheiten

Die Tür zum Garten bringt dir die Natur in die Wohnung, das stimmt schon. Aber deines kleinen Jungen kleine Füßchen bringen noch weit mehr davon.

Im allgemeinen interessiert sich meine Frau wenig oder gar nicht für das, was ich sage — es sei denn, ich sage es zu einer anderen Frau.

Wie viele Eltern sehnen den Tag herbei, an dem ihre Tochter verheiratet ist und ihr eigenes Telefon hat! T. S. E. P.

Ein neuer Hut macht jede Frau mutig, sogar so mutig, daß sie ihrem Mann den Preis verrät.

Ein erfolgreicher amerikanischer Warenhausbesitzer plaudert aus der Schule

Unter den Kulissen des Ausverkaufs

Aus der Monatsschrift Cosmopolitan

von Max Hess

niedergeschrieben von Oscar Schisgall

Wie kommt es, daß es in Warenhäusern so oft Ausverkäufe und Preissenkungen gibt? Geht das alles mit rechten Dingen zu?

Als Besitzer eines Warenhauses, unter dessen Dach sich mehr als 175 verschiedene Verkaufsabteilungen befinden, erlebe ich keinen einzigen Tag, an dem nicht irgendeine Art von Ausverkauf stattfindet. Der Einfallsreichtum der Verkaufsleiter und der Werbefachleute ist ausschlaggebend für die Vielfalt, der praktisch keine Grenzen gesetzt sind: „Winterschlußverkauf", „Sommerschlußverkauf", „Billige Geschenke zum Muttertag", „Restetag", „Räumungsverkauf", „Jubiläumsverkauf" „Vorsaison", „Ein-Dollar-Tag" und so weiter. Alle diese Ausverkäufe finden jedoch aus einem der drei folgenden Gründe statt:

Erstens, damit man Waren absetzt, die aus der Mode kommen. Zweitens, um den Umsatz während der flauen Zeiten, zum Beispiel nach Weihnachten und zur „Sauregurkenzeit", zu steigern. Drittens als Anreiz für das Publikum, das Geschäft zu betreten.

Ausverkäufe können aber auch dadurch zustande kommen, daß der Einkäufer eines Warenhauses einen besonders günstigen Abschluß getätigt hat. Die meisten Warenhäuser in Amerika, mögen sie nun Filial- oder Einzelgeschäfte sein, gehören einem Einkaufssyndikat an, das den Zweck hat, Großaufträge zu erteilen. Angenommen, der Einkäufer unserer Möbelabteilung tut sich mit den Einkäufern von fünfzehn anderen Warenhäusern zusammen, die weit voneinander entfernt sind und deshalb keine Konkurrenz darstellen, und gibt mit ihnen eine Bestellung über 1600 Ahornschlafzimmer auf. Um einen solchen Auftrag zu erhalten, wird jeder Fabrikant bereit sein, einen Sonderpreis zu vereinbaren. Das Ergebnis ist, daß wir in der Lage sind, einen Standardartikel 20 Prozent billiger als andere zu ver-

kaufen und dabei noch zu verdienen.

Derartige Gelegenheiten ergeben sich natürlich nicht jederzeit. Wie steht es nun aber mit der regulären Herabsetzung der Möbelpreise während der großen Saisonschlußverkäufe in Amerika?

Begreiflicherweise ist ein Einkäufer nicht davon begeistert, wenn irgendwelche Stücke Monat für Monat in seiner Abteilung herumstehen. Ihr Anblick ist ein Vorwurf für ihn. Und außerdem nehmen sie anderen Sachen, die er unbedingt aufstellen sollte, den Platz weg. Um sie loszuwerden, wird ein oder zweimal im Jahr ein Räumungsverkauf veranstaltet.

Von größtem Interesse für die Frauen, die fast neunzig Prozent der Warenhauskundschaft ausmachen, sind zweifellos die Ausverkäufe von Modeartikeln.

In der Zeitung lesen Sie zum Beispiel folgendes Inserat: „WINTERSCHLUSSVERKAUF! — Vierhundert Damenmäntel, Hänger, Wolle, je 39,95 Dollar, bisher 49,95 Dollar." Solche Anzeigen entsprechen der Wahrheit. Die gleichen Mäntel werden im selben Geschäft schon nach wenigen Wochen wieder zum alten, höheren Preis verkauft. Wie war es möglich, sie so billig zu beschaffen, daß man sie für 39,95 Dollar verkaufen konnte?

Die Erklärung ist einfach. Fast jeder in der Bekleidungsindustrie tätige Fabrikant erlebt regelmäßig in der Zwischensaison eine Flaute. Er hat nicht genügend Aufträge, um seine qualifizierten Näherinnen und Zuschneider noch voll zu beschäftigen. Entläßt er sie, so ist es fraglich, ob er sie wiederbekommt, wenn er sie braucht. Ein sofortiger großer Auftrag ist also für ihn von größter Bedeutung. Um ihn zu erhalten, verzichtet er auf einen großen Teil seiner Gewinnspanne. Als eingeführter Fabrikant, dessen Name für Qualität bürgt, kann er es sich aber nicht leisten, Waren in minderem Material oder minderer Ausführung herzustellen. Das einzige, worin er zurückgehen kann, ist der Preis.

So kommt ein rascher Zwischensaisonabschluß zustande. Das Warenhaus hat einen Gewinn davon, und den Kunden bietet sich eine günstige Einkaufsgelegenheit.

Die Verkaufsleiter von Damenkonfektions-Abteilungen sind ständig gezwungen, ihre Ware so schnell wie möglich abzusetzen. Die Mode ändert sich fast jedes Jahr. Außerdem sieht ein Kleid oder ein Kostüm, das zu oft anprobiert worden ist, getragen aus. Jedes Stück, das länger als ein paar Wochen an der Stange hängenbleibt, bedeutet einen Verlust.

Ein Ausverkauf ist die Lösung des Problems. Es ist schließlich besser, einen niedrigen Preis für ein Kleidungsstück zu erzielen, als zu warten, bis es unverkäuflich geworden ist.

Am beliebtesten sind die Ausverkäufe, für die kein ersichtlicher Grund besteht. Angenommen, Pope-

lineröcke sind große Mode. Jede Frau will sich unbedingt einen anschaffen. Warum setzt nun ein Warenhaus, gerade wenn die größte Nachfrage herrscht, den Preis für Popelineröcke herunter? Es geschieht, um die Massen anzulocken. Das Geschäft verzichtet auf seinen Gewinn an einem Artikel, um die Kunden anzulocken und an andern Artikeln zu interessieren.

Den Höhepunkt der Ausverkaufstechnik stellen die sogenannten *Bargain Basements* dar, eine in vielen amerikanischen Warenhäusern beliebte Einrichtung, die von Preisherabsetzungen lebt — und zwar nicht schlecht. Es handelt sich hierbei meist um eine besondere Abteilung des Warenhauses, in der alle Artikel zu herabgesetzten Preisen angeboten werden.

Wie ist es nun möglich, die Ware so billig zu beschaffen, daß sie Tag für Tag unter dem üblichen Preis verkauft werden kann? Die Leiter einer solchen Abteilung haben darauf nur eine Antwort: „Unsere Einkäufer müssen eben findige Leute sein, die dauernd die Augen offenhalten und es verstehen, irgendwo rasch einen günstigen Abschluß zu machen."

Bei einem Fabrikanten sind Aufträge über 500 Kleider zu 16,95 Dollar rückgängig gemacht worden. Nun sitzt er mit der Ware da. Er würde sie gern loswerden — sogar ohne Gewinn —, bevor sie aus der Mode kommt. Aber sämtliche Kleidungsstücke tragen sein Firmenzeichen, und aus Prestigegründen widerstrebt es ihm, den Preis herabzusetzen.

„Dann werden wir eben das Etikett abtrennen", schlägt der Einkäufer der Gelegenheitskauf-Abteilung vor und macht dem Fabrikanten ein Angebot für alle fünfhundert Stück. Und so gelangen bald darauf diese Kleider, ohne Firmennamen, für 8 Dollar zum Verkauf. Jedes Warenhaus in Amerika veranstaltet auf diese Weise von Zeit zu Zeit einen Ausverkauf unter dem Motto „Einmalige Gelegenheit".

Dann gibt es noch die sogenannte Ausschußware. Ein Karton mit Herrensocken zum Beispiel platzt in der Fabrik auf, und der Inhalt fällt auf den staubigen Fußboden. Diese Socken erhalten sofort den Vermerk „beschädigt". Ein Warenhaus kauft sie zu einem Bruchteil ihres ursprünglichen Preises und bringt sie auch zu einem Bruchteil des üblichen Ladenpreises zum Verkauf. Oder es ist vielleicht ein kaum sichtbarer kleiner Fehler in einem Wäschestück. Nichtsdestoweniger wird das Stück, wenn die Kontrolle festgestellt hat, daß ein Fädchen nur eine Winzigkeit herausgezogen ist, sofort als beschädigt gezeichnet.

Der Grund für diese außerordentliche Korrektheit seitens der Fabrikanten liegt auf der Hand. Im Laufe der Jahre hat beispielsweise eine Hemdenfabrik Millionen ausgegeben, um für ihre Erzeugnisse Reklame zu machen. Kauft nun jemand eins dieser Hemden, dann muß er mit

Recht voraussetzen können, daß er einwandfreie Ware für sein Geld bekommt. Es ist für die Firma von größter Wichtigkeit, sich ihren guten Ruf zu erhalten. Darum wird jedes Stück, das nur den geringsten Defekt aufweist, als fehlerhaft aussortiert. Das Firmenzeichen wird entfernt, und irgendein Einkäufer kann nun seinen Kunden ein Qualitätshemd für die Hälfte anbieten. In jedem guten Geschäft wird selbstverständlich darauf hingewiesen, daß dieses Hemd einen Fehler hat.

Manchmal sind die sogenannten fehlerhaften Stücke sogar gänzlich unbeschädigt. Angenommen, ein Fabrikant hat im Hochsommer noch tausend Sommerhemden auf Lager, obwohl bereits die Herbst- und Winterkollektionen fertiggestellt sind. Der einfachste Weg, das Lager freizubekommen, ist, die Firmenzeichen aus den Sommerhemden herauszutrennen und diese in Bausch und Bogen als „fehlerhafte" Ware zu verkaufen. So kommt es dann in irgendeinem Warenhaus zu einem großartigen Sommerschlußverkauf.

Es sind aber auch Waren im Handel, die sichtbare Fehler haben. Noch keiner hat entdeckt, wie man Textilien vor dem Verschmutzen, Holz vor dem Verkratztwerden und Glas und Porzellan vor dem Angeschlagenwerden restlos schützen kann. Diese Artikel werden vielfach an besonderen Ladentischen mit der Überschrift „Zu herabgesetzten Preisen" angeboten. Viele Geschäfte geben auch gleich den Grund dafür bekannt: „Leicht beschädigt".

Eines soll man sich immer vergegenwärtigen: bei der Festsetzung des regulären Verkaufspreises muß der Kaufmann einkalkulieren, daß mit Sicherheit ein Teil der Ware später aus dem einen oder anderen Grunde billiger abgegeben werden muß. In den mehr als 2600 amerikanischen Warenhäusern betrug der durchschnittliche Zuschlag zu den Großhandelspreisen in den letzten Jahren 28 Prozent des Einzelhandelspreises zur Deckung der reinen Geschäftsunkosten wie Miete, Strom, Löhne und Gehälter, Versicherungen und so weiter. Dazu kommt eine Gewinnspanne von 11,1 Prozent.

Tatsächlich erzielten die Warenhäuser in Amerika jedoch nur einen Nettogewinn von etwa 4 Prozent. Die übrigen 7,1 Prozent gehen durch die Preissenkungen bei Ausverkäufen verloren. Das ist die sehr vereinfachte Darstellung eines komplizierten Geschäftsvorganges, die aber immerhin klarlegt, daß ein Ausverkauf nicht notwendigerweise ein Verlustgeschäft bedeutet.

Trotzdem bieten sich dem Kunden im Ausverkauf wirklich vorteilhafte Gelegenheiten. Es macht sich bezahlt, sie wahrzunehmen.

» » « «

Wenn du jedesmal stehenbleibst, wenn ein Hund bellt, wirst du deine Reise nie beenden.

ARABISCHES SPRICHWORT

Ein bekannter Autor lüftet den Vorhang über einem hochnotpeinlichen Familienskandal

Geheimnis eines Schlafzimmers

Aus der Monatsschrift Cosmopolitan
von C. S. Forester

Nun, nachdem mehr als ein Jahrhundert darüber hingegangen ist, darf man wohl ohne jede Gefahr einen Skandal enthüllen, der sich in meiner Familie zugetragen hat.

Es erscheint mir zweifelhaft, ob die drei Forester-Schwestern im Jahre 1843 eine Welt vorauszusehen vermochten, in der man laut und in aller Öffentlichkeit, ja sogar gedruckt ihre Geschichte werde zum besten geben können. Zu jener Zeit jedenfalls wurde nur in Andeutungen in den Damensalons davon gesprochen. Immerhin aber wurde so viel darüber geflüstert, daß es auch meinem Großvater zu Ohren kam, der es wiederum mir erzählt hat.

Fräulein Eulalie, Fräulein Emilie und Fräulein Eunice waren Jungfrauen in einem gewissen Alter. Sie lebten ein sittsam zurückgezogenes Leben. Sie gingen zur Kirche, sie besuchten Kranke — natürlich nur solche, die zu besuchen sich für jungfräuliche Damen schickte —, sie lasen die farbloseren unter den gängigen Zeitromanen und luden gelegentlich andere Damen zum Tee ein.

Einmal in der Woche aber empfingen sie den Besuch eines Mannes.

Der alte Doktor Acheson war Witwer und ein begeisterter Whistspieler. Jahrelang freuten sich die alten Mädchen auf ihren wöchentlichen Kartenabend, auf das ganze Ritual, mit dem der grüne Tisch hergerichtet wurde, auf die zwei Stunden schweigsamen Spiels und auf die wenigen Minuten am Ende des Abends, wenn sie ein wenig Konversation machten und Doktor Acheson — ehe er ihnen gute Nacht wünschte — noch ein Gläschen Madeira trank.

Dreizehn Jahre lang hatten sie so einmal in der Woche ihre Whistpartie gespielt. Da geschah das Schreckliche! Und bis auf den heutigen Tag weiß man nicht, wem es widerfahren ist — ob Eulalie, Emilie oder Eunice.

Alle drei hatten sich bereits auf ihre Zimmer zurückgezogen und

waren mit ihren Vorbereitungen zum Zubettgehen schon weit fortgeschritten. Sie waren übrigens keineswegs vertrocknete alte Jungfern, sondern Frauen von Fleisch und Blut und üppigen Formen. Dieses ihr Gewicht wurde einer von ihnen zum Verderben — Eulalie, Emilie oder Eunice.

Plötzlich nämlich hörte man Porzellan zerbrechen, und ein greller Schmerzensschrei erscholl durch das stille Haus. Zwei der Schwestern eilten in das Schlafzimmer der dritten — man weiß, wie gesagt, nicht, welche es war — und fanden diese heftig blutend aus schweren Schnittwunden, die sich in dem unteren Teile ihres Rückens befanden. Die scharfkantigen Porzellanscherben hatten unglückseligerweise eine Stelle getroffen, der die Versehrte nicht selber beikommen konnte. Auf dringendes Zureden der anderen beiden bezwang sie ihr Schamgefühl so weit, daß jene wenigstens den Versuch machen konnten, sich der Wunden anzunehmen. Aber das Blut der Foresters entströmte in erschreckenden Mengen der Gestalt, die da mit dem Gesicht in den Kissen auf dem Bette lag.

„Wir werden nach dem Doktor schicken müssen", sagte schließlich eine der um sie bemühten Schwestern. Es war schockierend, diesen Gedanken überhaupt zu Ende zu denken.

„Aber das ist doch unmöglich!" meinte die zweite. „Denk an die Schande! Wir müßten ihm vielleicht sogar erklären, was geschehen ist!"

„Aber sie verblutet ja", entgegnete die erste.

„Lieber würde ich sterben!" mischte sich die Verletzte ins Gespräch. Und dann kam ihr ein neuer, entsetzlicher Gedanke. „Ich könnte ihm nie wieder unter die Augen treten. Und was wird dann aus unserem Whist?"

Das war nun ein völlig neuer Gesichtspunkt, und er reichte hin, sie alle erblassen zu machen. Aber sie waren aus zähem Stoff.

Wir wissen es nicht, welche von ihnen einen Ausweg aus dieser Notlage fand, und wir werden es nie erfahren. Wir wissen nur, daß Fräulein Eulalie — wie es ihrem Range als ältester der drei Schwestern entsprach — Deborah, das Dienstmädchen, zu Doktor Acheson schickte. Aber das will nicht heißen, daß nicht etwa Fräulein Eulalie die Verletzte war.

Deborah geleitete Doktor Acheson ins Schlafzimmer von Fräulein Eunice — aber das läßt natürlich nicht den leisesten Hinweis darauf zu, daß Fräulein Eunice darin lag. Doktor Acheson hätte es beim besten Willen nicht feststellen können. Alles, was er zu sehen bekam, war eine liegende Gestalt, die von einem Laken verhüllt war. In die Mitte des Lakens hatte man ein rundes Loch von etwa 30 Zentimeter Durchmesser hineingeschnitten, das die verletzte Stelle preisgab.

Doktor Acheson bedurfte keiner Erläuterungen. Er nähte die schlim-

meren Schnittwunden und verband die kleineren.

Schließlich richtete er sich auf. „Ich muß später die Fäden entfernen", erklärte er der schweigsamen Gestalt, die das Nähen ohne Laut ertragen hatte. „Ich komme nächsten Mittwoch wieder."

Bis zum Mittwoch blieben die drei Fräulein in ihren Zimmern. Dann geleitete Deborah Doktor Acheson wieder in das gleiche Schlafzimmer. Wieder war da die ruhende Gestalt und das Laken mit dem Loch. Doktor Acheson zog die Fäden.

„Es ist sehr schön verheilt", sagte er. „Ich glaube nicht, daß meine Hilfe noch weiterhin vonnöten sein wird."

Die Gestalt unter dem Laken sagte nichts. Doktor Acheson gab abschließend noch einige Ratschläge und ging seiner Wege. Er war sehr erfreut, ein wenig später folgendes Billett von der Hand Fräulein Eulaliens zu bekommen:

Lieber Doktor Acheson,
wir würden uns sehr freuen, wenn Sie in dieser Woche wie gewöhnlich zum Whist kämen.

Als Doktor Acheson das Wohnzimmer betrat, bemerkte er eine kleine, aber feine Veränderung im Zimmer. Jeder Sitz der steifen, hochlehnigen Stühle, auf denen die Damen Forester zu sitzen pflegten, war mit einem weichen Kissen versehen. Niemand wäre imstande gewesen, zu sagen, welche der drei Schwestern eines Kissens bedurfte.

Es sagte . . .

. . . eine verzweifelte Mutter bei einem Kindergeburtstag: „Ich habe auch noch einen hübschen Extrapreis für den, der zuerst nach Haus geht." L. H. J.

. . . ein Mädchen zu ihrer Freundin: „Nicht nur, daß er mich über die Größe seiner Jacht belogen hat, er hat mich auch noch die ganze Zeit rudern lassen." M.

. . . eine Studentin, als sie einen Heiratsantrag bekam: „Natürlich liebe ich dich, Kurt, aber wo soll denn das hinführen, wenn ich jeden Mann heirate, den ich liebe." B. B.

. . . ein Mädchen bei der Schilderung eines Brautpaares: „Ein schönes Paar sind die beiden — sie ausgenommen." T. P. G.

. . . ein Mann zum Gastgeber, der ihn zum Trinken aufforderte: „Nein, nein. Vielen Dank! Sonst muß meine Frau am Ende noch den Wagen fahren — und Sie wissen ja, wie gefährlich das ist." D. T.

. . . eine Frau, die über Schlaflosigkeit klagte: „Ich habe versucht, Schäfchen zu zählen. Aber da fiel mir nur ein, wie teuer Hammelfleisch ist." T. A. M.

Menschen wie du und ich

Tante Martha hatte die Fünfzig erreicht, ohne daß sich ernsthafte Aussichten für eine Ehe ergeben hatten. Dann aber zog ein Zahnarzt in unser Städtchen, der sich sofort um sie bemühte. Binnen drei Monaten waren sie verheiratet. Bald danach besuchte uns Tante Martha auf dem Weg zum Omnibus, mit dem sie in die nahe Stadt fahren wollte. Ihre Zähne seien nicht in Ordnung, sagte sie, sie wolle zum Zahnarzt.

„Nanu, Martha", rief meine Mutter aus. „Das ist aber keine gute Reklame für deinen Mann. Hältst du ihn denn für einen schlechten Zahnarzt?"

„Natürlich nicht", erwiderte meine Tante beleidigt. „Aber ... nur..." sie wurde richtig rot, „ich habe gehört, daß man bei Pferden das Alter an den Zähnen erkennen kann, und ich will da nichts riskieren. Georg denkt doch, ich sei erst zweiundvierzig." R. W.

Auf meinem Weg durch die 42. Straße in New York hörte ich eine schrille Kinderstimme: „Siebenundneunzig, achtundneunzig, neunundneunzig, *hundert!* He! Das sind Sie — Sie kriegen gratis die Schuh' geputzt!" Und im nächsten Augenblick war ein kaum zehnjähriger Bursche eifrig dabei, meine Schuhe blank zu polieren. „Was bedeutet denn das?" fragte ich.

„Ich habe heute Geburtstag, und da kriegt eben jeder hundertste, der hier vorbeikommt, von mir gratis die Schuh' geputzt."

Selbstverständlich bekam er von mir ein angemessenes Trinkgeld. Als ich gleich darauf an einem Polizisten vorüberkam, grinste der und meinte: „Der hat alle Tage Geburtstag. Er macht dabei bessere Geschäfte als alle anderen hier in der Straße."

Und während ich weiterging, hörte ich wieder: „Siebenundneunzig, achtundneunzig ..." B. J. M.

Mein Mann und ich wollten unseren Sommeraufenthalt noch um eine Woche verlängern, hatten aber nicht genügend Bargeld bei uns. Der Besitzer des Wochenendhäuschens, in dem wir wohnten, erklärte sich bereit, uns eine Empfehlung zu schreiben, mit der wir in der benachbarten Stadt einen Scheck einlösen konnten. Auf der Fahrt in die Stadt las ich die sogenannte Empfehlung: „Lieber Arnold, dieser Kerl hier ist ein ganz übler Strolch. Richard." Wir gingen trotzdem zu Arnold, der den Brief las und unseren Scheck ohne weiteres einlöste.

„Dieser Richard hat eine so schlechte Meinung von uns", sagte ich. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie uns das Geld geben würden."

Arnold lachte. „Richard rechnet damit, daß jeder seine Empfehlung liest. Er will aber keinen kränken. Wenn er von einem nicht viel hält, schreibt er immer besonders höflich. Und je besser er von jemandem spricht, desto weniger Geld gebe ich ihm. Ist einer aber wirklich in Ordnung, dann schreibt er solche Sachen über ihn wie hier, und — wir haben alle was zu lachen." K. L.

Als mein Mann vor einigen Wochen von einer Geschäftsreise zurückkam, merkte er, daß er ein Paar Schuhe in seinem Hotelzimmer vergessen hatte. Er schrieb also an den Direktor und bat, ihm die Schuhe, falls sie gefunden würden, zu schicken.

„Sie sind schon sehr alt. Möglicherweise hat sie das Zimmermädchen weggeworfen in der Meinung, ich hätte sie absichtlich zurückgelassen", schrieb er dabei. „Es sind aber die bequemsten Schuhe, die ich besitze."

Ich mußte lächeln, als ich den Brief las. Diese Schuhe waren voller Risse, abgetragen und drohten jeden Augenblick auseinanderzufallen. Jedenfalls war ich fest davon überzeugt, daß ich sie nie wieder zu Gesicht bekommen würde.

Ich sollte mich gründlich geirrt haben! Postwendend kam eine Antwort vom Direktor des Hotels. Das Zimmermädchen habe die Schuhe gefunden, und sie würden abgeschickt. Bei dem Brief lag aber noch ein kleiner verschlossener Umschlag, auf den der Name meines Mannes gekritzelt war. Offensichtlich stammte er von dem Zimmermädchen und enthielt, vermuteten wir, eine Bitte um Finderlohn.

Aber nein. In dem Umschlag lag ein Zwei-Dollar-Schein und ein Zettel:

„Sehr geehrter Herr! Sie hätten kein Trinkgeld für mich zurücklassen sollen, wo Sie so nötig ein Paar Schuhe brauchen. Nehmen Sie bitte die zwei Dollar zurück und verwenden Sie sie für ein neues Paar."

D. R.

Wir waren alle aufgeregt und den Tränen nahe, als wir beim Umzug unseren Hund im Packwagen auf die Reise schicken mußten, allen voran mein kleiner Peter. Als der Hund in seiner bequemen Box untergebracht war, heftete Peter noch einen Zettel daran:

„Geehrter Herr! Dies ist mein lieber Dan.
Er braucht Futter und Wasser. Denken Sie dran!
Ich will Ihnen auch danken, so sehr ich kann.
Viele Grüße. Peter."

Dan erreichte unser neues Heim in guter Verfassung und offensichtlich gut genährt. An seiner Box hing jetzt ein anderer Zettel:

„Lieber Peter, da ist dein lieber Dan.
Ich habe ihn gefüttert, getränkt und,
sieh ihn dir an,
auch gebürstet und ausgeführt und alles getan,
was ein Mann, der zu tun hat, nur immer tun kann.
Zufrieden, lieber Peter? Der Packwagenmann."

J. H. W.

Bitte zeigen Sie mir etwas für meinen sechzigsten Hochzeitstag", bat ein vornehm aussehender älterer Herr, der in einem Juweliergeschäft neben mir stand. Nachdem er mehrere Diamanten geprüft hatte, wählte er einen Herrenring.

„Wollen Sie nicht auch etwas für Ihre Frau Gemahlin nehmen?" fragte der Verkäufer.

„Ich habe keine Frau — ich bin Junggeselle."

„Aber Sie sagten doch vorhin ‚sechzigsten Hochzeitstag' . . ."

Der alte Herr lächelte. „Die Frau, mit der ich verlobt war, ließ mich sitzen und heiratete einen anderen. Sie trieb ihn zum Selbstmord. Dann heiratete sie wieder. Den zweiten machte sie bankrott. Ich feiere die sechzigste Wiederkehr des Tages, an dem sie mich *nicht* geheiratet hat."

L. M. R.

Der größte Fortschritt in der Funktechnik seit Erfindung der Radioröhre

Transistor – Zwerg mit Stentorstimme

Aus Science News Letter
von Harland Manchester

Erfände jemand eine erbsengroße Glühbirne, die nicht heiß wird, nicht durchbrennt, nicht zerbricht und obendrein unseren Stromverbrauch um 99 Prozent herabsetzt, so würde man zweifellos von einem Wunderwerk der Technik sprechen. Auf dem Gebiet der Elektronenröhren, zu denen auch die Radioröhre gehört, hat man etwas Derartiges tatsächlich erfunden: den „Transistor", einen winzigen Verstärker und Gleichrichter mit haarfeinen Drähtchen, dessen Kern aus dem kristallinisch aufgebauten Metall Germanium besteht*).

Für die Fernmeldetechnik bedeutet der Transistor wohl den größten Fortschritt seit der nun rund fünfzig Jahre zurückliegenden Erfindung der Radioröhre, denn da er mit seinem billigen, nur etwa zwei Millimeter breiten und ein Millimeter starken Plättchen Germanium an vielen Stellen die teure Elektronenröhre ersetzen kann, eröffnet er für Rundfunk, Fernsehen, Radar, Fernlenkung von Geschossen und das weite Feld militär- und flugtechnischer Elektronik ganz neue Möglichkeiten. Vor allem kann man nun Funkgeräte bauen, die wesentlich kleiner, leichter, zuverlässiger und widerstandsfähiger sind als Röhrengeräte.

Unsere Radioröhre, die Mutter der gesamten Hochfrequenzindustrie, ist eigentlich nichts anderes als eine bessere Glühbirne. Schon Edison hatte beobachtet, daß der Heizfaden in der Glühbirne negativ geladene Teilchen (Elektronen) aussendet. Er führte dann ein Blechstück in die Birne ein und konnte, wenn er es mit dem positiven Pol einer Batterie verband, damit den Elektronenstrom absaugen. Nach dieser Methode läßt sich ein Strom wechselnder Richtung gleichrichten. Später

*) In Deutschland werden die Germanium-Kristallsysteme, die in zunehmendem Maße Verwendung finden, als „Kristallone" oder „Kristalloden" bezeichnet.

fand man Wege, die schwachen Impulse der Radiowellen aus einer Antenne in die nunmehr zur „Röhre" entwickelte Birne zu leiten, wo sie ihr Stromstoßmuster auf den starken, aus dem Lichtnetz gewonnenen Elektronenstrom übertrugen und damit das Ätherwellengeflüster auf volle Lautstärke brachten.

Seit dieser epochalen Erfindung, an der der Amerikaner Lee de Forest und der Österreicher Robert von Lieben beteiligt waren, sind die Röhren weitgehend verbessert worden, doch kranken sie nach wie vor an den Mängeln ihrer Urahne, der Glühbirne: sie sind sperrig und zerbrechlich, brennen infolge der starken Hitzeentwicklung eines Tages durch oder sind einfach verbraucht.

Schon in den Kindertagen des Rundfunks hatte man sich — beim guten alten Detektor — die merkwürdige Eigenschaft gewisser kristallinischer Stoffe, Wechselströme gleichzurichten, zunutze gemacht. Zur Zeit des zweiten Weltkriegs bediente man sich zur Steuerung von Strömen hier und da auch schon des Germaniums. Dann, 1945, erkannte Dr. William Shockley von der Forschungsabteilung der amerikanischen Bell-Telefongesellschaft, was für ungeheure Möglichkeiten dieses Germanium barg. Er ging mit neun Kollegen an das Problem heran und fand, daß man die Atomstruktur ultrareinen Germaniums stören kann, indem man das Metall mit genau bemessenen Mengen von Spuren-Verunreinigungen versetzt. Hierbei bilden sich zahllose submikroskopische Löcher und frei vagabundierende Elektronen. Leitet man einen Strom durch das Metall, so entsteht ein wildes Durcheinander, bei dem es ähnlich zugeht wie bei dem bekannten Kinderspiel „Verwechselt, verwechselt das Bäumelein": die Löcher beginnen wie Blasen in einer Flüssigkeit zu tanzen, und die umherschweifenden Elektronen suchen sich schleunigst leergewordener Stellen zu bemächtigen. Wenn man nun die Anordnung der Löcher und Elektronen steuert — dazu genügen schon schwächste elektrische Impulse —, lassen sich mit dem Strom erstaunliche Wirkungen erzielen. Führt man dem Kristall beispielsweise durch ein Drähtchen die mit der Antenne eingefangenen Impulse aus der Kehle eines Rundfunksängers zu, so zwingen sie den Strom, ihre Schwingungen so zu vergrößern, daß sie im Lautsprecher volle Stärke entwickeln können.

Da hierbei nicht — wie bei der Verstärkerröhre — die Elektronen aus einem Metallfaden gleichsam herausgekocht werden müssen, braucht man viel weniger Strom und keine komplizierten, kostspieligen Vorrichtungen zur Beseitigung überschüssiger Hitze. Und da die Transistoren keine Hitze erzeugen und nicht — wie Glasröhren — zerbrechlich sind, kann man sie in den Geräten dicht bei dicht montieren und damit viel Platz sparen.

Der Transistor braucht nur einen Bruchteil der für eine Vakuumröhre

erforderlichen Energie. Ich habe selber gesehen, wie Jack Morton, einer der Väter des Transistors, ein Stückchen Löschpapier durch Kauen mit der im Speichel enthaltenen Säure tränkte, es dann auf eine Silbermünze drückte und diese improvisierte Miniaturbatterie mit Drähtchen an ein kleines Transistor-Sendegerät anschloß. Die Energie betrug nur etwa einfünfzigtausendstel Milliwatt und genügte doch, das Gerät arbeiten zu lassen.

Das weist uns den Weg zum Westentaschenradio. Morton betrieb ein Transistor-Radio statt mit einer Batterie mit einem kleinen Thermoelement, das nur aus zwei dünnen Streifen ungleichartigen Metalls bestand. Eine darangehaltene brennende Zigarette lieferte genügend Heizwärme.

Als sehr nützlich dürfte sich der Transistor im Autoradiobau erweisen. Da er platzraubende, gewichtige und kostspielige Teile wie Stromunterbrecher (sogenannte „Zerhakker"), Transformatoren und Gleichrichterröhren unnötig macht, werden Autoempfänger künftig noch beträchtlich kleiner gebaut werden können als bisher, wesentlich billiger sein und kaum mehr Batteriestrom verbrauchen als das Glühbirnchen, das von innen die Wellenskala beleuchtet.

Auch wird es keinen Verdruß mehr mit durchgebrannten Röhren geben. Die ältesten Transistoren, deren Lebensdauer man bei Bell prüft, sind zwar noch kaum vier Jahre alt, doch sieht man technisch keinen Grund, warum sie nicht unbegrenzt arbeiten sollten. Man wird die Transistoren daher wohl auch gar nicht, wie heute die Röhren, zum Auswechseln mit Sockeln zu versehen brauchen, sondern sie gleich fest in den Stromkreis einbauen und auch damit wieder Raum und Kosten sparen.

Ein weiterer großer Vorteil des Transistorempfängers ist, daß er sofort nach dem Einschalten mit voller Lautstärke anspricht, während man heute ja immer warten muß, bis sich die Röhren erwärmt haben.

Neun amerikanische Firmen stellen mit Transistoren bereits ganz kleine, unauffällige Hörgeräte für Schwerhörige her. Die *Radio Corporation of America* (RCA) hat einen tragbaren Fernsehempfänger gebaut. Er wiegt nur zwölf Kilogramm, denn da er mit 37 Transistoren arbeitet, kommt er — von der Bildröhre abgesehen — völlig ohne Röhren aus. Zum Betrieb genügt Batteriestrom.

Die RCA hat ferner ein kabelloses Transistormikrophon geschaffen, das nur die Größe einer Zigarre hat. Es überträgt die Schallwellen auf einen nicht mit ihm verbundenen Empfänger, der sie dann weiterleitet. Ein Darsteller kann mit diesem Mikrophon auf der Bühne oder vor der Film- oder der Fernsehkamera hin und her gehen, ohne befürchten zu müssen, daß er über Kabel stolpert.

Mit „Elektronenhirnen" ausgestattete Maschinen lösen heute in wenigen Stunden komplizierte wissenschaftliche Mammutrechenauf-

gaben, für die ein Mensch früher Jahre gebraucht hätte. Dem Bau solcher Maschinen waren bisher jedoch durch Wärmeentwicklung, Größe und relative Kurzlebigkeit ihrer stromfressenden Röhren, deren Anzahl bei manchen in die Zehntausende geht, gewisse Grenzen gesetzt. Der Transistor erlaubt nun den Bau von Rechenautomaten und anderen „denkenden" Maschinen, die eine unvorstellbare Leistungsfähigkeit mit erträglichen Dimensionen verbinden — und das ist wohl der wichtigste Beitrag, den er für den Fortschritt zu leisten hat. Die RCA hat bereits eine elektronische Transistor-Rechenmaschine konstruiert, die nur $^1/_{10}$ so groß ist wie eine Röhren-Maschine gleicher Art und nur $^1/_{60}$ so viel Strom verbraucht.

In ihrem Pittsburgher Betrieb hat die Bell-Telefongesellschaft kürzlich ein Transistor-Schaltwerk installiert, das bei Ferngesprächen selbsttätig den Verbindungsweg wählt. Kommt ein Gespräch auf der einen Strecke infolge Überlastung oder Störung nicht durch, so leitet es dieser Roboter automatisch auf eine andere Strecke um. Für Wahl und Schaltung braucht er nur etwa eine drittel Sekunde. Man hatte es zuerst mit einem Röhrengerät versucht, aber bald erkennen müssen, daß die Apparatur dann viel zuviel Raum, Strom und Unterhaltung beanspruchte. In einem New Yorker Vorort hat man das Schaltwerk für den Selbstwählferndienst durch Einbau von Transistoren wesentlich vereinfacht.

In Amerika sind Transistoren gegenwärtig noch vorwiegend für militärische Zwecke reserviert. Wann dort Rundfunk- und Fernsehgeräte mit Transistorbestückung auf den Markt kommen werden, weiß man noch nicht. Nach Meinung der Fachwelt wird es kaum vor 1956 so weit sein, denn bevor man den Zivilbedarf decken kann, muß man noch zahlreiche Engpässe überwinden.

Germanium fällt reichlich als Nebenprodukt bei der Zinkgewinnung an und wird auch aus Steinkohlenasche gewonnen, muß aber stets erst auf einen enorm hohen Reinheitsgrad veredelt werden. Enthält es Fremdkörper in einer Menge von auch nur einem Teil auf hundert Millionen Teile Germanium, so ist es unbrauchbar. Und nicht weniger vertrackt als der Reinigungsprozeß ist die Aufgabe, dem Element mit einer haargenau berechneten Menge von Spuren-Verunreinigungen sozusagen eine Reizspritze zu geben. Der Mann, der den Transistor zusammensetzt, hat das Material unter dem Mikroskop vor sich, muß sich aber bei Arbeitsphasen, wo es mit direktem Sehen nicht getan ist, auf die Hilfe hochempfindlicher elektronischer „Fühler" verlassen. Trotz dieser Herstellungsschwierigkeiten glaubt man in Amerika, die Probleme einer Massenproduktion meistern zu können.

Der Transistor ist zuerst 1948 entwickelt und seitdem noch in mancher Hinsicht verbessert worden. Mehr als dreißig amerikanische Unterneh-

mungen — darunter Großbetriebe wie die RCA, General Electric, Westinghouse, Sylvania und Raytheon — wetteifern darin, dem riesenstarken Zwerg den letzten Schliff zu geben.

Die Elektronenröhren, die man heute in gewaltigen Mengen herstellt — allein in Amerika jährlich 500 Millionen Stück — werden durch den Transistor keineswegs überflüssig. Man wird sie weiterhin überall da benötigen, wo die Kristallsysteme ungeeignet sind, etwa in der Kurzwellentherapie, bei Schweißzeitbegrenzern und als Fernsehröhren. Ja, gerade der Transistor dürfte ihre Verwendungsmöglichkeiten eher noch vermehren, vor allem in der Fernmeldetechnik, aber auch auf anderen industriellen Gebieten.

In kaum einem halben Jahrhundert hat die Elektronenröhre unserer Welt ganz neue Züge aufgeprägt. Der Transistor wird ihr möglicherweise darin nicht nachstehen.

»»««

Gänsemännchen

Deane Stahmann ist Baumwollpflanzer in Neumexiko und hat nebenbei wissenschaftliche Neigungen. Vor einem Jahr interessierte er sich für das, was Gänse fressen. Er stellte fest, daß ihre Lieblingsspeisen ausgerechnet die gleichen Unkräuter und Gräser sind, die jedem Baumwollpflanzer so große Sorgen bereiten und ihn dazu zwingen, so viele Leute zum Jäten anzustellen. Einige Pflanzer hatten allerdings schon versucht, Gänse zwischen den Baumwollstauden weiden zu lassen. Stahmann machte den Versuch in großem Stil: er schickte Zehntausende von Gänsen auf seine 1600 Hektar bewässertes Land.

Der Erfolg übertraf seine kühnsten Erwartungen. Die Gänse sind Jäter, die pausenlos arbeiten, nichts kosten und Ausgezeichnetes leisten. Dazu werden sie selbst fett dabei, brüten immer neue kleine Jäter aus und düngen gleichzeitig den Boden. Der nächste Schritt Stahmanns war, für Gänse wieder einen Markt zu schaffen. Früher waren Gänse in Amerika ein besonders beliebter Braten gewesen; sie wurden aber später durch mit mehr Sorgfalt angebotenes anderes Geflügel aus ihrer Vormachtstellung verdrängt. Stahmann baute Brutanstalten und eine Schlacht- und Verarbeitungsanlage, die jetzt täglich 2000 Gänse verkaufsfertig macht und einfriert. Um aber diese Einrichtungen voll auszunutzen, mußte er mehr Gänse haben, als er auf seinem eigenen Land aufziehen konnte. Er verkauft daher kleine Gänschen zum Jäten an andere Baumwollpflanzer und kauft sie zehn bis zwölf Wochen später, wenn sie fett und schlachtreif sind, wieder zurück. So kommen die Pflanzer zu ihren Jätern, und Stahmann kommt zu billigen Gänsen.

Das Ganze ist so lukrativ, daß Stahmann nun noch einen Schritt weitergehen will: er will die Baumwolle aufgeben und seine 1600 Hektar nur noch mit Unkraut und Gänsegras bestellen. L.

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Von Peter Dülberg

unter Mitwirkung von Dr. Oskar Jancke

Vizepräsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung

„Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eigenen Wörtern bezeichnet", schrieb 1836 der große Gelehrte Wilhelm von Humboldt. „Immer ist es die Sprache, in welcher jeder einzelne am lebendigsten fühlt, daß er nichts als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist."

Heute rückt uns die Technik selbst weit Entlegenes so nahe, daß wir unseren Wortschatz dauernd vermehren müssen, um der Wirklichkeit gerecht zu werden. Dabei soll Ihnen diese Seite helfen. Sie finden hier 20 Wörter mit je vier Erklärungen, von denen eine die richtige ist: kreuzen Sie sie an und vergleichen Sie Ihre Lösungen danach mit den Antworten auf der nächsten Seite!

(1) Adonis — A: *spanischer Frauenheld.* B: *Jüngling der griechischen Sage.* C: *Gehilfe.* D: *ägyptischer Gott.*

(2) Chamois — A: *zweifarbig gefleckt.* B: (*die Farbe*) *wechselnd.* C: *gemsledern; gelbbraun.* D: *trüb; undurchsichtig.*

(3) Diskriminieren — A: *herabsetzen.* B: *anschuldigen.* C: *verteidigen.* D: *Abstand nehmen.*

(4) Herostratisch — A: *heldenhaft.* B: *von sagenhafter Stärke.* C: *stillbeglückt; friedevoll.* D: *von hemmungsloser Ruhmgier.*

(5) Ägide — A: *Zeitalter.* B: *Schirmherrschaft.* C: *Vorwand.* D: *Befehl.*

(6) Fragmentarisch — A: *fragwürdig.* B: *probeweise.* C: *bruchstückhaft.* D: *nur gedacht; begrifflich.*

(7) Comme il faut — A: *nach Bedarf.* B: *fehlerhaft.* C: *selbstgefällig.* D: *mustergültig.*

(8) Beginé — A: *Angehörige einer frommen Gemeinschaft.* B: *arabischer Wüstennomade.* C: *Sumpfvogel.* D: *Zierblume.*

(9) Usurpieren — A: *knechten.* B: *sich* (*widerrechtlich*) *aneignen.* C: *erwerben.* D: *beschlagnahmen.*

(10) Dessin — A: *Modefarbe.* B: *Preisgruppe.* C: *Muster; Zeichnung.* D: *Unterwäsche.*

(11) Nominell — A: *amtlich.* B: *bestmöglich.* C: *allgemeinbekannt.* D: *dem Namen nach.*

(12) Emanation — A: *Umwandlung.* B: *Erregung.* C: *Ausstrahlung; Ausfluß.* D: *Verwitterung.*

(13) Sardonisch — A: *kriegerisch-grimmig.* B: *hämisch.* C: *beißend-spöttisch.* D: *schüchtern.*

(14) Forkeln — A: *mit den Hufen scharren.* B: *sich gabeln.* C: *Getreide im Sieb reinigen.* D: *mit dem Geweih oder Gehörn aufspießen.*

(15) Gobelin — A: *Bildteppich.* B: *Samtgewebe.* C: *Perlenstickerei.* D: *Einlegearbeit.*

(16) Teleologisch — A: *zur außersinnlichen Wahrnehmung gehörend.* B: *zweckbestimmt.* C: *nach Art eines Fernrohrs gebildet.* D: *die Gotteslehre betreffend.*

(17) Quarantäne — A: *periodisches Fieber.* B: *Zollhafengebiet.* C: *Maßnahme gegen Seuchen.* D: *Ausfahrbereitschaft.*

(18) Genuin — A: *leicht.* B: *gewöhnlich, gemein.* C: *künstlich.* D: *echt.*

(19) Zedieren — A: *zerlegen.* B: *abtreten; überlassen.* C: *umzingeln.* D: *verletzen.*

(20) Neandertaler — A: *Weinsorte.* B: *alte Münze.* C: *Urzeitmensch.* D: *Hinterwäldler.*

Antworten zu
»ERWEITERN SIE IHREN WORTSCHATZ«

(1) Der Adonis: B. Mehrzahl auf -sse. Meist ironisch für einen hübschen (jungen) Mann. Nach einem der Geliebten der Göttin Aphrodite; ursprünglich ein Gott Vorderasiens (*adôn* heißt im Phönizischen ‚Herr'), der das Blühen und Welken in der Natur verkörperte.

(2) Chamois (spr. schamuá): C. Französisch ‚Gemse', ‚Gemsleder': das Chamois, weiches Sämischleder, auch von Schafen und Ziegen, und seine Farbe. „Porträtfotos zieht man gern auf Chamoispapier ab."

(3) Diskriminieren: A. Vom lateinischen *discriminare* ‚unterscheiden, (als fragwürdig) absondern'. „Die öffentliche Diskriminierung politischer Gegner ist eine zweischneidige Waffe."

(4) Herostratisch: D. Nach dem Griechen *Heróstratos*, der 356 v. Chr., um seinen Namen unsterblich zu machen, den berühmten Artemistempel zu Ephesos anzündete.

(5) Die Ägide: B. Vom griechischen *aigís* ‚Ziegenfell'; der (mit Ziegenfell besetzte) Schild des Zeus, den auch Athene trug. Sinnbildlich für mächtigen Schutz, Protektion. „Unter der Ägide des tatkräftigen Präsidenten erholte das Land sich rasch."

(6) Fragmentarisch: C. Vom lateinischen *fragmentum* ‚Bruchstück, Fragment'. „Unsere Kenntnisse der älteren afrikanischen Geschichte sind fragmentarisch."

(7) Comme il faut (spr. kommilfóh): D. Französisch ‚wie es not tut', nämlich des Anstands halber. „Das Betragen der jungen Herren war nicht immer comme il faut."

(8) Die Begine: A. Schreibung auch Beghine oder Beguine. Niederländisches Wort unklarer Herkunft, soviel wie Klosterfrau. In den Beginenhöfen, z. B. in Gent und Brügge, wohnen noch heute fromme Frauen als Laienschwestern ohne Gelübde zusammen. Auch eine Art gestickte Haube.

(9) Usurpieren: B. Lateinisch *usurpare* ‚sich etwas zum Gebrauch (*usu*) aneignen (*rapere*)', und zwar mit List oder Gewalt. Hauptwörter: der Usurpator; die Usurpation ‚Aneignung'.

(10) Das Dessin (spr. dessäng, nasal): C. Mehrzahl auf -s. Französisch ‚Zeichnung, Stoffmuster, Plan, Entwurf', von *dessiner* ‚zeichnen'. Der Dessinateur entwirft und zeichnet (Stoff-)Muster.

(11) Nominell: D. Französisch *nominel*, vom lateinischen *nomen* ‚Name': soviel wie nominal, d. h. angeblich, nach der Benennung. Der nominelle Wert einer Aktie: ihr Nennwert (z. B. 100) im Gegensatz zum Handelswert oder Kurs (z. B. 98½). „Nominell ist er noch Chef, arbeitet aber schon nicht mehr."

(12) Die Emanation: C. Lateinisch *emanatio*, von *emanare* ‚herausfließen, hervorgehen'. Philosophisch das Hervorgehen aller Einzeldinge aus *einem* (göttlichen) Urgrund. In der Chemie die Radiumemanation (das Niton): radioaktives Edelgas in Quellen, Zerfallsprodukt des Radiums.

(13) Sardonisch: B. Griechisch *sardánios* ‚höhnisch', mit *sardónios* ‚aus Sardinien' verschmolzen: angeblich bewirkte ein dorther stammendes Giftkraut ein verzerrtes Grinsen. Auch soviel wie verzweifelt.

(14) Forkeln: D. Wort der Jägersprache, vom lateinischen *furca* ‚Gabel, Forke'. „In der Brunftzeit forkeln die Hirsche einander zuweilen zu Tode."

(15) Der Gobelin (spr. gobläng, nasal): A. Mehrzahl auf -s. Französisch, nach Jean Gobelin, dem Gründer einer Pariser Bildwirkerei um 1500, die unter Ludwig XIV. ihre Blütezeit hatte. Daher allgemein für bildartige Wandteppiche.

(16) Teleologisch: B. Was die Teleologie (aus griechisch *télos* ‚Ziel, Zweck' und *lógos* ‚Lehre') betrifft: die Lehre vom Zweck, nach der allem Geschehen eine (verborgene) Zielstrebigkeit innewohnt.

(17) Die Quarantäne: C. Französisch *quarantaine* ‚Anzahl von vierzig (*quarante*)'. Ursprünglich die zur Reinigung Seuchenkranker anberaumte Frist von vierzig Tagen. Seuchenkontrolle im Land- und Seeverkehr und die Isolierung Seuchenkranker in besonderen Stationen. Aus Seuchengebieten kommende oder Seuchenkranke mitführende Schiffe müssen die gelbe Quarantäneflagge hissen.

(18) Genuin (spr. nuihn): D. Lateinisch *genuinus* ‚angeboren, natürlich', im Gegensatz zu Erworbenem, daher auch soviel wie unverfälscht, echt.

(19) Zedieren: B. Lateinisch *cedere* ‚etwas abtreten; einwilligen'. Aus der Rechtssprache. „Die alten Jahrgänge dieser Zeitschrift zediere ich dir, wenn auch ungern."

(20) Der Neandertaler: C. Nach dem Neandertal bei Düsseldorf: dort fand man 1856 den Schädel einer Vorform des heutigen Menschen aus dem Anfang der letzten Eiszeit, mit stark tierischen Zügen.

Der Planet, auf dem wir leben — II

WUNDERWELT DES MEERES

Aus der Wochenschrift Life von Lincoln Barnett

VON ALLEN physikalischen Eigenheiten unseres Erdballs macht ihn am meisten das Meer — der große, glitzernde Wassermantel, der fast drei Viertel des Globus bedeckt — zu einem besonderen Planeten. Der Mars besitzt zwar Polkappen aus Eis, etwas Feuchtigkeit, vielleicht auch Vegetation, aber kein Meer. Der Merkur hat offenbar überhaupt kein Wasser. Die Venus ist umhüllt von einem Schleier dichter Wolken, die anders als unsere Wolken wahrscheinlich weder Sauerstoff noch Wasser enthalten. Und die äußeren Planeten sind zu kalt, als daß es dort Meere geben könnte: die Temperatur des Jupiter liegt bei —138 Grad, die des Saturn bei —151 Grad Celsius.

Unsere Erde aber ertrinkt fast in Wasser. Würden alle Kontinente und Inseln durch irgendeine Katastrophe ins Meer geschleudert, würden sie nur $^1/_{18}$ des Gesamtvolumens der Ozeane verdrängen. Und würde die ganze Erdkruste eingeebnet, in eine glatte Kugeloberfläche verwandelt, dann würde das Weltmeer den Erdball überschwemmen und unter einer gleichmäßig dicken Wasserschicht von 2500 Meter Tiefe begraben.

Wie sind die Meere entstanden? Die Wissenschaft sagt: alles Wasser der Erde stammt aus Vulkanen. Von Anbeginn im Herzen des jungen Planeten eingeschlossen, schossen — als sein Inneres abkühlte — Wasserdampf und andere Gase an die Oberfläche, bildeten eine kompakte Wolkenhülle, aus der später die größte Sintflut aller Zeiten herniederrauschte*). Tausende von Jahrhunderten lang wurden dann, während das Erdinnere sich abkühlte und zusammenzog, neue Wassermengen nach oben gepreßt und von Vulkanen durch Risse im Meeresboden

*) Siehe „Die Geburt der Erde", Das Beste aus Reader's Digest, Mai 1953.

ausgespien, bis — vielleicht vor einer Milliarde Jahren — die Ozeane ihre jetzige Höhe erreichten.

Die Frage, wie tief das Meer sein mag, erregt des Menschen Phantasie und Forschungsdrang. Das Land unterm Meer lockt als letzte dunkle Grenzzone unserer Erde. Noch vor wenigen Jahrzehnten stellte man sich die Ozeanbecken als flache, überschwemmte Ebenen vor, war die Kenntnis der unterseeischen Topographie auf die Flachwassergebiete beschränkt. Dann wurde um 1920 die Methode des Echolots entwikkelt: das Messen der Tiefe durch die Zeit, die Schallwellen bis zum Meeresgrund und zurück brauchen.

Heute wissen wir, daß die submarinen Landschaften unseres Planeten weit imposantere Dimensionen aufweisen als die an der Erdoberfläche. Die Gipfel dort unten sind höher, die Gebirgsketten länger, Cañons, Schluchten und Täler wesentlich tiefer. Wenn der höchste Berg der Erde, der Mount Everest mit seinen nahezu 9000 Metern, in den tiefsten Teil des Ozeans hinabsänke, hätte er noch fast zwei Kilometer Wasser über seiner Gipfelkrone.

Die meisten großen Landmassen der Erde sind von Festlandsockeln eingefaßt, den Schelfen: bedeckt von flachem, 60 bis 180 Meter tiefem Wasser, fallen sie allmählich ab und reichen 15 bis 300 Kilometer seewärts. Draußen am Rand der Festlandschelfe stürzt der Grund in gewaltigen Böschungen 3500 bis 5500 Meter tief ins Dunkel.

Kein Gebirge des Festlandes fällt so gleichmäßig-stetig vom Kamm zum Fuß ab. An einigen Stellen stürzen die Kontinentalböschungen in einer einzigen gigantischen Wand 9000 Meter in die Tiefe. Die Hänge dieser Randwälle sind von tiefen Cañons durchzogen. Im Atlantik, zwischen den Bermudas und den Azoren, haben die Ozeanographen vor kurzem ein ganzes System solcher Schluchten und Täler entdeckt, so umfangreich wie das des Mississippi samt allen seinen Nebenflüssen.

Niemand vermag die Entstehung dieser unterseeischen Cañons zu erklären. Ihre Lage in der Nähe großer Flußtäler — wie der 240 Kilometer lange Cañon vor der Hudsonmündung und der 230 Kilometer lange vor dem Kongo — legt die Vermutung nahe, auch sie seien von Flüssen ausgewaschen worden, und zwar zu einer Zeit, als die weit zurückgewichene See die Kontinentalböschungen freilegte. Einige dieser Talschluchten liegen jedoch fünf oder mehr Kilometer tief unter Wasser, und keine der anerkannten Theorien über das Steigen und Fallen des Meeresspiegels kann ein so starkes Zurückweichen erklären.

Von dem ganzen für uns unsichtbaren Panorama der Tiefsee hat wohl nichts so das Staunen und die Wißbegier der Geologen erregt wie die großen submarinen Gebirgsketten. Die größte ist die Atlantische Schwelle, die sich von Island in einer verlängerten S-Kurve bis fast zur Antarktis hinabzieht — als das ge-

waltigste Gebirgsmassiv der Erde. Es ist 15 000 Kilometer lang und 800 Kilometer breit, über doppelt so breit wie die Anden und mit vielen Gipfeln, die höher sind als die meisten des Festlandes. Obwohl sie durchweg anderthalb oder mehr Kilometer unterm Meeresspiegel liegen, ragt hier und da eine dieser Bergspitzen bis in die Welt der Winde hinauf. Das sind die im Atlantik verstreuten Inseln — die Azoren, die St.-Pauls-Felsen am Äquator, oder weiter südlich Ascension und Bouvet.

Noch eine andere Art von Bergen, wie sie des Menschen Auge noch nie erblickt hat, findet sich am Grund der Tiefsee: die „Guyots", kegelförmige unterseeische Tafelberge. Mit Echographen ausgerüstete Schiffe der amerikanischen Kriegsmarine stellten im zweiten Weltkrieg zwischen Hawaii und den Marianen mehr als 150 solcher Kuppen fest. Seitdem sind im Pazifik über 500 — und auch im Atlantik ein paar — in die Seekarten eingetragen worden. Die Guyots sind vermutlich Vulkane, deren Gipfel früher einmal, als sie noch über die See ragten, vom Wellenschlag glattgehobelt wurden. Doch heute liegen diese tafelförmigen Kuppen ein bis zwei Kilometer unter der Oberfläche. Es kann sein, daß das Ozeanniveau gestiegen ist, seitdem sie aus der Tiefe auftauchten. Wahrscheinlich aber ist, daß sie sich senkten — entweder durch ihr eigenes Gewicht oder infolge eines plötzlichen Nachgebens des Meeresbodens an ihrem Fuß.

Jedes Ozeanbecken weist lange, schmale Einbrüche auf, als hätte eine titanische Gewalt dort die Erdkruste nach innen auf den Kern zugesaugt. Solche großen Tiefseegräben sind seltsamerweise nahe den Kontinentalböschungen oder am Rand von Inselketten häufiger als mitten im Ozean. Diese Landnähe läßt vermuten, daß zwischen dem Auffalten von Gebirgen und dem Hinabpressen von Tiefs eine gewisse Wechselbeziehung besteht.

Doch des Meeres rätselvoll-verwirrende Vielfalt liegt vor allem in seiner ewigen Bewegung — dem Auf und Ab der Gezeiten, der Unruhe seiner von Wind und Wellen zerfurchten Oberfläche und dem Dahinziehen seiner großen Strömungen.

Zu den das Meer ständig in Bewegung haltenden Kräften gehören die Luftströmungen, die durch die Erdrotation ihre Richtung bekommen: einmal die Passatwinde, die direkt oberhalb des Äquators aus Nordost und direkt unter ihm aus Südost wehen; dazu die westlichen Winde, die näher an den Polen wehen und in entgegengesetzter Richtung wie die Passate. Die Passate bilden die Hauptantriebskraft für die großen westwärts setzenden Äquatorialströmungen, in denen die meisten der vielfältigen Oberflächenbewegungen der Ozeane ihren Ursprung haben.

Doch nicht allein die Winde halten die Meere in Unruhe. Es gibt unsichtbare Gefälle im Wasser, hervorgerufen durch Unterschiede in der Dichte. Kaltes Wasser ist dichter als

warmes und sinkt zum Grund hinab, und auch der Salzgehalt beeinflußt die Wasserdichte. Das Wasser im Roten Meer zum Beispiel mit seinem hohen Salzgehalt hat eine weit größere Dichte als das in der Ostsee, wo Flüsse und Niederschläge den Salzgehalt niedrig halten. Und so wallen überall im Weltmeer unsichtbare Strömungen ständig auf und nieder.

Die bekannteste der Strömungen, die ihre Entstehung solchen Dichteunterschieden verdanken, ist die bei Gibraltar. Im Mittelmeerraum sind die Niederschlagsmengen gering und die Temperaturen hoch. Unter der warmen Sonne verdunstet das Wasser rasch, wird salziger, dichter und sinkt tiefer, um unterhalb der Oberflächenzone eine stark salzhaltige Schicht zu bilden. Diese fließt über die Schwelle in der Straße von Gibraltar nach außen und hinab ins Atlantikbecken. Gleichzeitig strömt als Ersatz für dies schwerere Wasser leichteres, salzärmeres aus dem Atlantik an der Oberfläche herein. Während des Krieges machten sich deutsche U-Boote diese Zweiwege-Strömung zunutze, um mit auf „Schleichfahrt" gedrosselten Motoren ins Mittelmeer hinein- und hinauszukommen — mit dem etwa 100 Meter tief hinabreichenden Oberstrom leichteren Atlantikwassers hinein und mit dem schweren Wasser des Unterstroms über die Schwelle wieder hinaus.

Zu diesen Wasserbewegungen kommt noch das tägliche Auf und Ab von Ebbe und Flut. Jeder Meeresarm, jeder Golf, jeder Fjord auf der Erde hat seinen besonderen Gezeitenrhythmus und Wasserstandsunterschied, den sogenannten Tidenhub. An einigen Orten wie Nantucket und Tahiti beträgt er nur 30 Zentimeter (bei Cuxhaven drei Meter). An anderen Stellen wie in der Fundybai an Kanadas Südostküste steigt das hereinbrandende Wasser um mehr als zwölf Meter. An den meisten Küsten des Atlantiks kommt und geht die Flut zweimal am Tag, in einigen Gegenden des Stillen und Indischen Ozeans nur einmal.

Diese Verschiedenheiten konnte man sich, solange der Meeresboden als breite, flache Ebene angesehen wurde, nicht erklären. Doch heute wissen wir, daß jeder Ozean viele Becken hat; und in jedem Becken hat das Wasser die Neigung, hin und her zu schwappen — wie in einer Waschschüssel, die man anstößt. Größe, Form und Tiefe jedes Bekkens bestimmen den Grad der Schwankungen, bewirken so Abweichungen im Gezeitenrhythmus.

Von allen Bewegungen der unruhigen See aber haben keine mehr Zerstörungen angerichtet und die Menschen mehr in Schrecken versetzt als die Wellen. Ihre Größe hängt von der Geschwindigkeit des Windes, seiner Dauer und der „Laufstrecke" ab, der Wasserfläche, über die der Wind hinbläst, ohne auf Hindernisse zu stoßen.

Im Mittelmeer, wo die Laufstrecke verhältnismäßig kurz ist, können auch die wildesten Stürme

keine mehr als fünf Meter hohen Wellen hervorbringen. Aber in den großen Ozeanen kann ein Sturm von 100 Kilometer in der Stunde, der zwei Tage lang über 1500 Kilometer offene See dahinrast, Wellen von zwölf Meter Höhe auftürmen. Ab und zu berichten Seeleute sogar von 25 bis 30 Meter hohen Wellen, doch das sind vereinzelte Riesenwogen, die beim Zusammenprall von zwei oder mehr Wellenzügen entstehen. Winde mit großer Geschwindigkeit, wie sie bei Wirbelstürmen auftreten, erzeugen keine abnorm hohen Wogen, weil sie die Wellenkämme wegrasieren und ständig ihre Richtung ändern.

Ist eine Welle einmal in Bewegung, zieht sie — selbst bei völliger Windstille — weiter über den Ozean, über Tausende von Seemeilen, Tag um Tag: sie ist zur Dünung geworden. Beim Weiterwandern nimmt ihre Höhe (vom Wellental bis zum Kamm) ab, ihre Länge aber (von einem Kamm bis zum nächsten) nimmt zu. Auch ihre Geschwindigkeit erhöht sich, so daß sie schließlich schneller dahinzieht als der Wind, der sie in Bewegung brachte. Die großen Wogen, die gelegentlich durch Seebeben entstehen und oft fälschlich „Flutwellen" genannt werden, können eine Länge von über 150 Kilometer und Geschwindigkeiten von fast 800 Kilometer in der Stunde erreichen.

Unaufhörlich frißt die anrennende See an den Küstenrändern — schiebt sie an einigen Stellen bis zu zehn Meter im Jahr zurück. Aber Zerstörung und Aufbau halten sich etwa die Waage. Wird doch für jede Klippe, die weggenagt wird, irgendwo in der Welt vom ruhigen Wellenschlag ein neuer Strandbogen aus mitgeführtem Sand angeschwemmt.

Doch diese Veränderungen in den so kurzen Zeiträumen, die der Mensch überblicken kann, sind geringfügig neben den tiefgreifenden Umwälzungen, die sich in der Vergangenheit ereignet haben und sich bis ans Ende der Welt wiederholen werden. Wieder und wieder sind die Kontinente von flachen Meeren überflutet worden — so ließ die größte Überschwemmung geologischer Zeit vor rund 350 Millionen Jahren von Nordamerika nur eine Kette von Inseln übrig. Zwischen solchen Epochen aber gab es Perioden, wo die Festlandsmassen hoch aus der See ragten, wo der Malaiische Archipel Teil des asiatischen Festlands war, wo eine Landbrücke über die Beringstraße Alaska und Sibirien verband.

Welche Kräfte bewirkten diese riesigen Überschwemmungen, dieses gewaltige, in langen Abständen wiederkehrende Steigen und Fallen der See? Nach Ansicht der Geologen ist die Antwort hierauf in zwei variablen Faktoren zu suchen: Veränderungen im Wasservolumen der Meere und Veränderungen in der Form und Tiefe der Ozeanbecken. Eine bedeutsame Rolle bei den Niveauänderungen der See haben die Gletscher gespielt. Wenn alle vorhandenen

Eiskappen und Gletscher abschmölzen, würde der Meeresspiegel 20 bis 50 Meter höher stehen als heute; und etwa ein Viertel des jetzigen Festlandes läge unter Wasser. Aber selbst ein durch Schmelzwasser bedingtes Ansteigen um 50 Meter vermag nicht die gigantischen Überflutungen derjenigen Perioden zu erklären, in denen das Meer um etwa 180 Meter stieg (beziehungsweise das Land sich senkte) und rund die Hälfte des Festlandes der Erde überschwemmte. Daher halten die meisten Autoritäten daran fest, daß der Grund der Tiefsee von Zeit zu Zeit durch unbekannte Kräfte Veränderungen erfahren haben muß. Mächtige Vulkanausbrüche zum Beispiel, die neue Gebirgsketten wie die Hawaii-Inseln auftürmten, müssen Tausende von Kubikkilometer Wasser verdrängt haben.

So fragt man sich wohl, ob einmal eine Zeit kommen kann, da alles Land der Erde überflutet sein wird, „begraben von wachsenden Wassern, dunkel und tief", wie es bei Milton heißt. Denkt man darüber nach, so steht man in ehrfürchtigem Staunen vor dem verwirrenden Widerspiel der Naturkräfte, die dennoch im Gleichgewicht sind. Denn die einander entgegenwirkenden Kräfte der Zerstörung und Neuschaffung von Land gleichen sich in gewissem Maße aus. Die dünne und empfindliche Erdkruste verlagert ihre Last ständig, so daß stets, wenn die Festlandsmassen infolge Erosion dünner und leichter werden, wieder Land emporgehoben wird. Jeder Abtragung der Kontinente, jedem Vordrängen des Wassers folgt unausweichlich ein Hochpressen des Landes und ein Zurückgehen der See.

Solange diese Kräfte sich die Waage halten, wird das Land über den Wassern bleiben und der Mensch eine Stätte haben, darauf er leben kann. Und das ist wohl das größte von allen Wundern des Meeres, das auch der Prediger Salomo meinte, als er sagte: „Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller."

Man kann's nicht besser sagen

Es war eine jener Nächte, in denen der Mond die Autos auf einsamen Wegen zum Halten zwingt. R. E. G.

Apfelbäume in voller Blüte, wie große Blumensträuße in gichtigen Händen. E. G.

Atemlos kam er ins Zimmer gestürzt, während er Entschuldigungen vor sich her stieß. P. M.

Reihen wohlerzogener Pappeln begleiten die Straße bis zur Stadt. E. S.

Sanft wie der Stups eines Katzennäschens. T. T.

Der Gummizauberer von Amerika

NEUE KÜNSTE MIT KUNSTKAUTSCHUK

Aus der Wochenschrift Newsweek

Im Chikagoer Wissenschafts- und Gewerbemuseum mischte kürzlich ein Chemiker vor den Augen des Publikums einige Flüssigkeiten in einer Art Cocktail-Shaker, schüttelte sie viereinhalb Minuten gut durch und goß sie in ein Glasgefäß, in das er Salz und Säure getan hatte. Dann griff er hinein, holte eine Handvoll des unterdessen erstarrten Stoffes heraus, formte einen Ball und warf ihn auf den Fußboden. Der Ball sprang bis in Hüfthöhe zurück. Es war — Gummi.

Das mit der Virtuosität eines Zauberkünstlers vorgeführte Kunststück zeigte der Öffentlichkeit zum erstenmal das neue Blitzverfahren der *B. F. Goodrich Co.*, Gummi auf kaltem Wege fünfzigmal so schnell wie nach den üblichen synthetischen Methoden herzustellen.

Ein paar Schritte weiter sah man eine andere ganz neue Erfindung, einen rollenden Gehsteig aus Gummi. Ein großgewachsener älterer Herr benutzte ihn als erster. Es war John Lyon Collyer, der Präsident der Goodrich-Werke. Er rechnet damit, daß sich sein „Rollsteig" auf Bahnhöfen und Flugplätzen einführen wird.

Die Vorführungen fanden im Rahmen der von Goodrich in dem Museum veranstalteten Ausstellung „Geschichte des Gummis" statt. Die Besucher können hier durch Knopfdruck selber Materialprüfungsmaschinen in Gang setzen, die ihnen die erstaunlichen Eigenschaften des modernen Kunstkautschuks vor Augen führen. Am meisten belagert ist immer eine Art Guillotine, deren Messer man aus zwanzig Meter Höhe auf einen schlauchlosen Reifen hinunterstürzen lassen kann. Das Messer, das natürlich nicht scharf ist, springt in seinen Schienen fast vierzehn Meter hoch zurück. Der Reifen bleibt unbeschädigt.

Die zur Eröffnung der Ausstellung erschienene Konkurrenz war von Collyers Rollsteig und der verblüffenden Einfachheit seines neuen Blitzverfahrens nicht sonderlich überrascht. Sie ist es schon gewohnt, daß er ständig mit neuen Ideen und Erzeugnissen herauskommt.

Goodrichs leitender Mann war ursprünglich Schiffbaumeister, ging aber 1923 zur Reifenindustrie über: er wurde damals — mit neunundzwanzig Jahren — Vizepräsident der amerikanischen Dunlopwerke. Sechs Jahre später holte ihn das Stammhaus als Produktionsleiter nach Eng-

land. Seit 1939 ist er Präsident der Goodrich-Werke in Amerikas Gummistadt Akron.

Im zweiten Weltkrieg erregte der von der I.G. Farben entwickelte Kunstkautschuk „Buna", der die deutsche Wehrmacht vom Naturkautschuk unabhängig machte, sein größtes Interesse. Er erkannte, wie gefährlich es war, daß man sich den Plantagenkautschuk aus Malaya und Niederländisch-Indien auf einem 20 000 Kilometer langen, verwundbaren Weg nach Amerika holen mußte, und setzte die Forschungsabteilung der Goodrich-Werke in Bewegung. Anderthalb Jahre vor dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor gab er bekannt, daß Goodrich nun ebenfalls einen Kunstkautschuk für die Reifenfabrikation herstellen könne. Neun Tage darauf beschwor er den Senatsausschuß für militärische Angelegenheiten in Washington, Subventionen für Kunstkautschukfabriken durchzusetzen. Es gehe um Wohl und Wehe der Nation. Er erbot sich, das von seiner Firma entwickelte Verfahren mit allen technischen Einzelheiten zur Verfügung zu stellen.

Drei Jahre nach Pearl Harbor erklärte Collyers schärfster Konkurrent, der damalige amerikanische Gummikönig William Jeffers: „Ohne Goodrichs Kunstkautschuk hätten wir den Krieg wohl kaum gewinnen können."

Nach Kriegsende setzten die Goodrich-Werke ihre Forschungsarbeiten fort. Zur Zeit stellen sie in einer Versuchsanlage einen Kunstkautschuk her, der die Kriegsfabrikate an Zugfestigkeit um 25 Prozent übertrifft. Der Herstellungsprozeß, der sonst 10 bis 12 Stunden dauert, beansprucht nur noch 15 bis 20 Minuten.

Nicht weniger wichtig ist, daß er in gewöhnlichen rostfreien Rohren erfolgt, so daß man die kostspieligen Druckkessel spart. Anlage und Produktion verbilligen sich damit um rund 50 Prozent.

Diese Entwicklung wird vielleicht bald sämtliche heute arbeitenden Kunstkautschukfabriken zu einer entsprechenden Umstellung zwingen.

Gehirnakrobatik

1. Bilde die Summe 1000 lediglich aus acht Achten.
2. Aus der nachstehenden Folge von Buchstaben entsteht ein sinnvoller Satz, wenn Sie alle entbehrlichen Buchstaben entfernen:

A L E L I E N E N S T B I E H N R N L I V C H O E L N B L U C E H
R S S T A A B T E N Z

Lösungen siehe Seite 87

Eine größere Katastrophe als die Stürme und Überschwemmungen, die England im vergangenen Februar heimsuchten

Der grosse Londoner Nebel

Aus der Zeitung La Croix de Paris

von Edwin Muller

Er fing wie ein gewöhnlicher englischer Nebel an — wie einer von denen, die London solch unbeschreiblichen Reiz verleihen. Um die Dämmerstunde ist die Stadt von einem silbrig-goldenen Dunst verschleiert, durch den man etwa hundert Meter weit sehen kann. Alle Lichter haben einen Hof; vom Embankment aus sehen die massigen Gebäude am *Strand* so geheimnisvoll aus wie orientalische Paläste mit weichen, verschwommenen Konturen. „Die ganze Stadt schwebt im Himmel", wie der Maler Whistler es einmal beschrieb.

Am Donnerstag, den 4. Dezember 1952, war nachmittags nicht das geringste Anzeichen dafür vorhanden, daß dies der Nebel des Jahrhunderts werden sollte — daß er ungefähr 4000 Menschen umbringen, einen Sachschaden von vielen Millionen Pfund verursachen und das Leben der großen Weltstadt beinahe zum Stillstand bringen würde.

Freitag morgen lag alles in eine schwere, feuchte Nebeldecke eingehüllt. Man konnte gerade noch seine eigenen Füße sehen. Die Straßen hatten sich in eine seltsame, unbekannte Welt verwan-

delt. Während man sich auf dem Gehsteig entlangtastete, schwebten verschwommene Gesichter ohne Körper vorbei. Alle Geräusche klangen eigenartig gedämpft: Autohupen, quietschende Bremsen, Warnrufe von Fußgängern, die den Fahrzeugen und den anderen Passanten auszuweichen versuchten. Es war eine richtige „Erbsensuppe", ein „Londoner Spezialnebel".

Die Hauptverkehrsadern, die ins Stadtzentrum führen, waren vollgestopft mit Autobussen, die sich im Dreikilometertempo vorwärtsbewegten. Die Schaffner gingen vor den Wagen her und riefen den Fahrern die Richtung zu.

Privatautos bildeten Geleitzüge, 15 bis 20 hintereinander. Ab und zu wurde ein Fahrer ungeduldig und versuchte zu überholen — meistens mit katastrophalen Folgen. Viele Wagen verirrten sich hoffnungslos. Die Polizei war machtlos gegenüber dem Verkehrswirrwarr, der sich an Straßenkreuzungen bildete. Manche Fahrer ließen ihre Wagen einfach stehen und behinderten damit den Verkehr noch mehr.

Eine beachtenswerte Leistung vollbrachte ein Mann mit drei schweren Koffern. Er mußte vom Bahnhof Liverpool Street zum Euston-Bahnhof, eine Strecke von drei Kilometer, die durch das unübersichtlichste Straßennetz von ganz London führt, und überredete einen Taxichauffeur, das Wagnis zu unternehmen. Der Fahrgast ging vor dem Taxi her und blieb immer wieder stehen, um sich mit dem Fahrer zu beraten. Sie brauchten fast den ganzen Tag dazu, aber sie schafften es.

Auf dem Londoner Flughafen landeten ein paar Maschinen blind. Ein Pilot verirrte sich nach der Landung bei dem Versuch, an den Flugsteig heranzurollen. Nach einer halben Stunde ging eine Rettungskolonne los, um ihn zu suchen. Aber sie verirrte sich ebenfalls. Bald wurde der gesamte Flugverkehr eingestellt.

Viele Leute, die sonst Autobusse benutzten, nahmen die Untergrundbahn. Die Bahnsteige waren so überfüllt, daß die Eingänge geschlossen werden mußten. In langen Reihen warteten die Menschen vor den U-Bahnhöfen auf Einlaß. Auf irgendeine Weise gelangten die meisten von ihnen an diesem Tag schließlich zu ihren Arbeitsstätten. Die Londoner haben eine besondere Gabe, sich in ihrer labyrinthischen Stadt zurechtzufinden, ohne sich dabei allzu sehr auf ihre Augen zu verlassen. Fünf Jahre Verdunkelung im Krieg haben sie dazu erzogen.

Im Laufe des Tages veränderte der Nebel seine Farbe. Am frühen Morgen war er schmutzig weiß gewesen. Als eine Million Schornsteine anfingen, Kohlenrauch in die Luft zu qualmen, wurde er hellbraun, dunkelbraun und schließlich schwarz. Er drang einem in Nase, Hals und Lungen. Am Nachmittag hustete ganz London.

Sogar jetzt waren die meisten Londoner noch nicht ernstlich beunruhigt — außer den Leuten von der

Wetterwarte. Nebel bildet sich, wenn sich feuchte Luftmassen abkühlen und zu winzigen Tröpfchen kondensieren, die Ruß- und Rauchteilchen anziehen und binden. Gewöhnlich wird Nebel vom Wind verweht — der geringste Luftzug genügt; oder der Nebel steigt in die kühleren Luftschichten auf, die im allgemeinen darüber liegen.

Zur Zeit war weder Wind noch Aussicht auf Wind vorhanden. Und was noch schlimmer war, die Luftschicht über dem Nebel war nicht kühler, sondern wärmer. Die Meteorologen nennen diese seltene Erscheinung eine „Sperrschicht". Die obere, wärmere Schicht wirkt wie ein Deckel und hält den Nebel unten. Und von Stunde zu Stunde wird sein Rauch- und Rußgehalt konzentrierter.

Samstag morgen bekamen es Tausende von Londonern mit der Angst zu tun; es waren diejenigen — meistens Leute über fünfzig —, die zu Bronchitis oder Asthma neigten. In einem schwarzen Nebel von Dauer sind solche Menschen in akuter Gefahr. Ihre Lungen brennen, ihr Herz arbeitet schwer, sie schnappen nach Luft. Sie haben das Gefühl, als ob sie ersticken müßten — und manchmal ersticken sie auch.

Samstag mittag hatten sämtliche Ärzte in London alle Hände voll zu tun. Selbst bei normalen Verkehrsverhältnissen hätten sie nicht alle Patienten besuchen können, die nach ihnen riefen. Einige blieben zu Hause und versuchten, den Patienten telefonisch zu helfen. Aber viel Ratschläge konnten sie auch nicht geben — höchstens den, möglichst unter einen Sauerstoffapparat zu kommen. Sämtliche Krankenhäuser waren überfüllt. Die Meldungen von Todesfällen häuften sich.

In dieser anomalen, unwirklichen Welt des Nebels verloren manche Leute alle Hemmungen. Es war der Polizei unmöglich, Plünderungen von Geschäften zu verhindern. Aber der Nebel brachte auch die besten menschlichen Seiten zum Vorschein. Da waren Milchmänner, die am Tag fünfzehn Stunden arbeiteten, um ihre Milch abzuliefern; Hunderte freiwilliger Helfer standen den ganzen Tag an gefährlichen Straßenkreuzungen, um Passanten hinüberzuführen.

Ein Mann kam mit seiner Frau aus einem U-Bahnausgang, und sie beratschlagten, wie sie zu ihrer Wohnung, die nicht weit entfernt lag, kommen sollten. Ein Unbekannter tauchte aus dem Nebel auf und fragte, ob er ihnen helfen könne. Als sie ihm die Adresse sagten, führte er sie geradenwegs nach Hause. Nachdem sie sich bedankt hatten, fragten sie ihn, wieso er seinen Weg so sicher hatte finden können. „Ich bin blind", antwortete er. Er hatte den ganzen Tag über die größte Befriedigung dabei gefunden, in dieser Gegend, die er kannte, den Führer zu spielen.

Angestellte, die nicht nach Hause konnten, schliefen in ihren Büros oder gingen zur Polizeiwache, um dort zu übernachten. An die Parla-

mentsmitglieder wurden Decken ausgegeben, und sie nächtigten in den Wandelhallen des Hauses.

Feuerwehrleute gingen bei Alarm vor ihren Wagen her. Die Polizeistreifen an den Docks trugen Schwimmwesten, weil zahlreiche Passanten, die den Boden unter den Füßen nicht mehr sahen, glattweg ins Wasser stürzten; ein Polizist holte bei den Albert-Docks allein acht Personen heraus. Aber häufig war es unmöglich, die Verunglückten zu finden, obwohl man sie schreien hörte.

Je länger der Nebel anhielt, um so mehr versteifte sich die Haltung der Londoner. Verbissen machten sie weiter. Im Sadler's Wells wurde der erste Akt der *Traviata* zu Ende gespielt, bis schließlich soviel Nebel in das Theater eingedrungen war, daß die Sänger den Dirigenten nicht mehr sahen. Die Kinos spielten zum Teil weiter — nur die Zuschauer in den vordersten vier bis fünf Reihen konnten die Leinwand sehen.

Sonntag morgen war der Nebel dichter als je. Zeitweise sank die Sicht auf 28 Zentimeter: man sah buchstäblich nicht die Hand vor Augen. Überall in London kämpften Leute mittleren und höheren Alters mit dem Erstickungstod.

Es wurde sehr still in der Stadt. Nahezu der gesamte Verkehr war lahmgelegt. Das einzige, was man hörte, war das gedämpfte Läuten der Kirchenglocken und das Klingeln von Krankenwagen, die sich tastend ihren Weg zu Opfern des Nebels suchten.

Es war kalt an diesem Tag. In den Randgebieten der Stadt setzten sich Menschen, die sich in den dichten Nebelschwaden verirrt hatten, hin — und wurden später erfroren aufgefunden. In Südlondon wurden in einer einzigen Leichenhalle fünfzig Tote eingeliefert.

Am Montag hob sich der Nebel gegen Mittag ein wenig, senkte sich aber noch einmal. Dann stieg er etwas höher. Schließlich war alles klar.

Die Londoner rieben sich den Ruß aus den Augen und erblickten eine Stadt, die mit Schmutz bedeckt war. Jedes Möbelstück trug eine schleimige, schwarze Schicht. Vorhänge waren so mit Ruß verkrustet, daß sie bei der Reinigung zerfielen. Blondinen waren brünett geworden. Es dauerte Wochen, ehe Wäschereien und Reinigungsanstalten alles aufgearbeitet hatten.

Im Dezember beträgt die durchschnittliche Zahl der Todesfälle in London 2000 oder weniger. Während der Nebelwoche wurden jedoch 4703 Todesfälle registriert; in der Woche darauf 3138. Dr. W. P. D. Logan, Englands bedeutendster Statistiker auf medizinischem Gebiet, schreibt in einer britischen medizinischen Zeitschrift, daß „der vier Tage anhaltende Nebel ... schätzungsweise 4000 Todesfälle verschuldet hat".

Wie kann man vermeiden, daß das wieder passiert? London wird immer Nebel haben. Um zu verhindern, daß sich ein weißer Nebel in einen schwarzen verwandelt und Men-

schenopfer fordert, muß man die Rauchmenge verringern, die in die Luft strömt. Aber in London sind nicht Fabriken die Hauptursache des mörderischen schwarzen Nebels. Es sind vielmehr die offenen Kamine, die in den meisten englischen Wohnhäusern als Heizung benützt werden, und in denen Steinkohle verbrannt wird. In der Achtmillionenstadt London brennen wahrscheinlich an jedem kalten Tag zwei Millionen solcher Feuer, von denen jedes seine schwarze Rauchwolke ausstößt. Offene Steinkohlenfeuer sind unrationell. Sie bringen mehr Rauch und weniger Hitze hervor als jede andere Heizung.

Warum wird das dann nicht geändert? Weil die Engländer an ihrem Kaminfeuer hängen und es unbedingt behalten wollen. Seit 800 Jahren heizen sie mit Steinkohle — Seekohle, wie sie früher genannt wurde. Es war immer das einzige Brennmaterial, das sich die meisten Leute leisten konnten. Und seit 800 Jahren versuchen die Herrscher Englands, der Bevölkerung zu untersagen, weiter Steinkohle zu verbrennen. Schon Königin Elisabeth I. „findet sich", laut Aufzeichnungen, „höchst betrübet und belästiget durch den Geruch und Rauch der Seekohle". Sie versuchte, diesen Brauch abzuschaffen, ebenso wie die Stuarts und viele spätere Regierungen. Im Winter 1879/80 herrschte vier Monate lang fast ununterbrochen schwarzer Nebel, und es starben in London 10 000 Menschen mehr als in anderen Jahren. Aber alle Bemühungen, die Steinkohlenkamine abzuschaffen, waren vergeblich.

Und so ist es noch heute. Manche Haushaltungen in London sind zu Zentral- oder Ölheizung übergegangen; viele neue Häuser haben moderne Heizanlagen. Aber die überwiegende Mehrzahl, neu und alt, bleibt bei dem alten offenen Kamin. Es ist weniger eine Kostenfrage als das eigensinnige Beharren des Engländers bei seinem häuslichen Kamin.

Gelungene Überraschung

Fünfzig Blitzlichtbirnen zum fünfzigsten Geburtstag eines begeisterten Fotoamateurs schienen einer Dame, die mit ihm befreundet war, ein passendes Geschenk zu sein. Sie verstand zwar nichts vom Fotografieren, kaufte aber zugleich mit den Birnen für sich selbst eine Boxkamera mit Blitzlichteinrichtung. Und bevor sie die Birnen einzeln in festliches Goldpapier wickelte, probierte sie jede sorgfältig aus. Sie „funktionierten" zu ihrer Freude alle tadellos, und sie schickte sie beruhigt und mit freundlichen Grüßen an das Geburtstagskind ab — das bis heute noch nicht den Mut gefunden hat, sie über ein paar Grundregeln im Umgang mit Fotoapparaten aufzuklären. O. T.

PACKE DEINE KOFFER AUS – UND LEBE!

Aus der Wochenschrift
This Week Magazine

von Ibbie Bryan

EINE BEKANNTE von uns ist seit mehreren Jahren Witwe, und seitdem nun alle ihre Kinder verheiratet sind, ist sie merklich gealtert und ein bißchen müde geworden. Sie tut dies und jenes und bemüht sich, die leeren Stunden irgendwie auszufüllen.

Neulich sagte sie ganz wehmütig zu mir: „Wissen Sie, ich hab' es in dieser Welt eigentlich nie zu einem richtigen Zuhause gebracht. Ich habe immer wie ein Reisender gelebt, der im Hotel übernachtet und findet, daß sich für so kurze Zeit das Auspacken nicht lohnt. So viele Dinge hätte ich gern getan — ganz kleine Dinge —, immer wieder hab' ich sie mir vorgenommen, aber ich bin nie dazu gekommen."

Dabei fielen mir die vielen Menschen ein, die ihr Leben lang darauf warten, ihre Koffer auspacken zu können. Das richtige Leben wird erst anfangen, wenn ... nun ja, wenn die Kinder erwachsen sind ... wenn man mehr Geld oder eine größere Wohnung hat ... wenn man eine Arbeit findet, die einem wirklich liegt. Dann wird man lesen und sich mit dieser oder jener Liebhaberei beschäftigen, dann wird man endlich die Beziehung zu den alten Freunden wieder aufnehmen. Kurzum: man wird endlich einmal auspacken!

Nur jetzt — gerade jetzt — hat man dazu keine Zeit. So verrinnen die Tage und Wochen, und aus zweiundfünfzig Wochen wird ein Jahr.

Warum schieben wir alle diese kleinen Dinge auf, von denen wir träumen? Ein Blumenstrauß auf dem Tisch macht im winzigsten Kämmerchen genau soviel Freude wie in dem Haus, das man sich eines Tages bauen wird. Vielleicht kann man sich jetzt nicht stundenlang zum Lesen hinsetzen — soviel Zeit wird man erst haben, wenn die Kinder zur Schule gehen —, aber sich hin und wieder ein Viertelstündchen abstehlen — das kann man! Es gibt eine Unmenge von Dingen, die wir auch jetzt genießen können — nicht in der Form der Vorfreude, sondern als gegenwärtiges Erlebnis.

In meiner Heimatstadt gab es einen alten Arzt, der ständig damit rechnen mußte, zu einem Patienten gerufen zu werden. Trotzdem zog er, wenn er abends nach Hause kam, Pantoffeln und Hausrock an und machte sich's mit seiner Pfeife und einem Buch vor dem Kamin bequem, als ob er den ganzen Abend vor sich hätte. Ich fragte ihn einmal: „Wie können Sie bloß so gemütlich dasitzen, wo Sie doch wissen, daß Sie jeden Augenblick abgerufen werden können?"

Er lachte leise: „Ja, meine Liebe, wenn ich so lange warten wollte, bis ich genau weiß, daß ich nicht gestört werde, dann hätte ich nie eine Mußestunde. So aber kann ich mir meine Behaglich-

keit doch wenigstens viertelstündchenweise abstehlen." Sprach's und griff nach dem Hörer, denn das Telefon hatte schon wieder geläutet.

Früher pflegte ich große Pläne zu machen: was wollte ich nicht alles tun, wenn ich endlich so weit wäre, mir eine eigene Wohnung einzurichten. In meinem Koffer lagen eine Menge kleiner Gegenstände, die ich dann benutzen wollte. Inzwischen aber wohnte ich in einem möblierten Zimmer und seufzte tagtäglich darüber, daß es sich durch nichts von jedem anderen möblierten Zimmer unterschied. Eines Morgens aber ging ich an meinen Koffer und holte alle Bilder und Vasen und meine große, bunte Landkarte heraus — und machte mich an die Arbeit. Gegen Mittag sah es bei mir durchaus nicht mehr wie in einem „möblierten" Zimmer aus. Natürlich ist es nicht ganz das, was ich später einmal haben möchte, aber es hat seinen eigenen Reiz.

Daraufhin beschloß ich, auch in anderer Hinsicht „meinen Koffer auszupacken". Ich ging in die Bibliothek und holte mir drei Bücher, die ich schon seit fünf Jahren lesen wollte. Ich legte mir eine Liste meiner Bekannten an und führte jeden Abend ein paar Telefongespräche — nur um den alten Freunden einmal guten Abend zu sagen und ihnen zu zeigen, daß ich sie nicht vergessen hatte. Außerdem mache ich täglich einen Spaziergang. Natürlich wälze ich weiter Zukunftspläne und arbeite an ihrer Verwirklichung. Aber bis es soweit ist — solange will ich leben!

Wie viele Menschen gehen, in den Traum von ihren künftigen Taten versunken, durchs Leben und bringen nichts von alledem zustande! Gestern abend hörte ich im Radio eine besonders hübsche, neue Melodie von einem ehrgeizigen Schlagerkomponisten — nennen wir ihn Johnny. Vor ein paar Jahren arbeiteten Johnny und sein Freund Tom im Büro eines Architekten. Beide wollten sich etwas ersparen und ihre Stellung eines Tages aufgeben — Johnny, um zu komponieren, Tom, um Maler zu werden.

Heute hat Johnny wirklich seine ersten Schlager komponiert, während es bei Tom bei den guten Vorsätzen geblieben ist. Er hat immer noch nicht ausgepackt, und wenn er sechzig ist, wird er reumütig sagen: „Als junger Mensch wollte ich Maler werden. Ich hab' nämlich eine künstlerische Ader, wissen Sie. Aber ich bin einfach nie dazu gekommen."

Warum soll man eigentlich durchs Leben gehen wie ein Fremder durch ein fremdes Land? Macht es euch heimisch auf dieser Erde! Packt eure Koffer aus und laßt euch nieder — und wartet nicht auf „bessere Zeiten", die vielleicht niemals kommen!

Antworten zur Gehirnakrobatik

(siehe Seite 80)

1. 8 + 8 + 8 + 88 + 888 = 1000
2. Entfernen Sie ALLE ENTBEHRLICHEN BUCHSTABEN, und es bleibt EIN SINNVOLLER SATZ.

Die Erwachsenen sind auch nicht besser

In einer Schule äußerten sich Zehnjährige zu der Frage „Was machen die Erwachsenen falsch?" und kamen zu folgenden Anklagen:

1. Erwachsene versprechen etwas und vergessen es dann, oder sie sagen, es sei überhaupt kein richtiges Versprechen gewesen.

2. Erwachsene tun selber nicht, was sie ihren Kindern predigen — ihre Sachen wegräumen, ordentlich aussehen oder immer die Wahrheit sagen.

3. Erwachsene erlauben ihren Kindern nie, sich so anzuziehen, wie sie wollen; sie fragen aber ihre Kinder nie danach, wie sie selbst sich anziehen sollten. Wenn Erwachsene ausgehen, tragen sie immer, was sie wollen — auch wenn es scheußlich aussieht oder wenn es nicht warm genug ist.

4. Erwachsene hören nie zu, was die Kinder sagen wollen. Sie wissen immer schon im voraus, was sie antworten.

5. Erwachsene machen Fehler, aber sie geben es nicht zu. Sie tun dann so, als wäre es gar kein Fehler, oder sie sagen, jemand anders hat ihn gemacht.

6. Erwachsene lassen Kinder selten ausreden. Wenn aber ein Kind einen Erwachsenen unterbricht, wird es gleich getadelt oder hinausgeschickt.

7. Erwachsene können sich nicht vorstellen, wie sehr sich Kinder manche Sachen wünschen, eine bestimmte Farbe oder ein bestimmtes Kleid. Wenn sie es selbst nicht schön finden, dann haben sie nichts dafür übrig, sogar wenn die Kinder es mit ihrem eigenen Geld bezahlt haben. Sie sagen dann immer: „Ich verstehe nicht, was du an dem Zeug findest!"

8. Manchmal bestrafen die Erwachsenen Kinder ganz ungerecht. Wenn man nur einen kleinen Fehler gemacht hat und sie nehmen einem gleich etwas fort, was man besonders liebhat, dann ist das nicht recht. Ein andermal ist man vielleicht wirklich unartig gewesen, und sie sagen, sie werden einen bestrafen, aber sie tun es nicht. Man weiß nie Bescheid, und man sollte es doch wissen.

9. Erwachsene sprechen viel zuviel über Geld. Sie sagen, Geld ist nicht wichtig; aber so, wie sie davon reden, scheint es das Wichtigste auf der Welt zu sein.

10. Erwachsene klatschen viel, aber wenn Kinder das tun und dieselben Sachen über dieselben Leute sagen, dann heißt es, man ist respektlos.

11. Erwachsene stecken ihre Nase in die Geheimnisse der Kinder. Sie meinen immer, es müsse etwas Schlechtes dahinter sein. Sie denken nie, daß es eine nette Überraschung sein könnte.

12. Erwachsene sprechen immer davon, was *sie* getan haben und was *sie* gewußt haben, als sie zehn waren — aber es klingt, als könne es *auf keinen Fall* so gewesen sein, wie sie es erzählen. Erwachsene versuchen aber nie, sich vorzustellen, wie es ist, *jetzt* zehn zu sein.

Manieren unter Tieren

Aus der Monatsschrift American Forests

von Archibald Rutledge

Wilde Tiere haben ihren eigenen Sittenkodex, der mit unserem mitunter groteske Ähnlichkeit hat. Sie sind oft überschwenglich höflich, zärtlich und rücksichtsvoll. Sie benehmen sich mit einer Ungezwungenheit, wie sie nur aus einem wirklichen inneren Gleichgewicht kommen kann, und tragen häufig ein Verhalten zur Schau, aus dem schon höhere Fähigkeiten sprechen wie guter Geschmack und feines Beobachtungsvermögen. Ein Vertrauensbruch zum Beispiel führt bei Tieren eher zur Bestrafung als bei uns; denn die Gesetze, die das Zusammenleben in der Natur regeln, sind vor allem dazu da, das nackte Leben zu erhalten; wer sie nicht befolgt, gefährdet meistens sich und alle seine Gefährten.

Fast jede Art wildlebender Tiere hat zum Beispiel die Gewohnheit, Wachen auszustellen. Im Frühling ließ sich einmal eine Schar Krähen auf einem Acker nieder. Eine Krähe blieb auf einer abgestorbenen Fichte am angrenzenden Grabenrand als Wachtposten sitzen. Ich schlich mich hinter ihr im Graben an und feuerte in den Schwarm hinein. Obwohl die Krähen sich sofort in wilder Flucht davonmachten, stürzte sich wenigstens ein Dutzend mit lautem Geschimpfe und in lärmender Entrüstung auf den Wachtposten, hieb erbarmungslos auf ihn ein, jagte ihn über den Wald davon und verstieß ihn wahrscheinlich ganz aus der Gemeinschaft. Seine Pflicht war es gewesen, sie bei Annäherung eines Feindes zu warnen. Er hatte sozusagen als Soldat auf Posten geschlafen.

Einer meiner Freunde ging eines Tages am Rand eines Waldes, der an eine große Ackerfläche grenzte, spazieren und erblickte einen Fuchs, der mit größter Anstrengung einen mindestens zwanzig Pfund schweren Truthahn hinter sich herzerrte, den

er erbeutet hatte. Nach einigen weiteren Bemühungen, den großen Vogel abzuschleppen, ließ der Fuchs ihn liegen und trabte in den Wald hinein. Mein Freund trat aus dem Wald heraus und holte sich den Truthahn. Kaum befand er sich wieder im Schutz des Waldes, als er Reineke mit einem zweiten, viel größeren und dunkleren Fuchs zurückkommen sah. Ein paar Minuten lang schnupperten die beiden vergebens eifrig umher. Als der zweite Fuchs, der offenbar entweder zu einem Festschmaus an Ort und Stelle geladen war oder erst helfen sollte, den Truthahn in den Wald zu schleppen, sich nun so getäuscht sah, fiel er über seinen Spießgesellen her, und es folgte ein langer, erbitterter Kampf.

Einmal beobachtete ich aus einem Versteck hinter einem Rohrdickicht zwei Füchse, die an der Böschung eines Feldes miteinander jagten. Der eine legte sich unter einen Busch, der nahe am Weg stand. Der andere schlich geduckt die Böschung entlang. Plötzlich vernahm ich ein leises Geräusch und sah, wie der zweite Fuchs in voller Fahrt ein aufgescheuchtes Kaninchen die Böschung entlang dem auf der Lauer liegenden Genossen zutrieb. Der wartende Fuchs stürzte sich auf das fliehende Kaninchen, verfehlte es aber aus irgendeinem Grunde, so daß es entwischte. Der Fuchs, der das Kaninchen aufgestöbert hatte, fühlte sich betrogen und griff seinen Kumpan mit unverhohlener Wut an. Sie ließen erst voneinander ab, als ich herankam, und sogar dann noch, al sie gemeinsam die Böschung entlangrasten, knurrten sie sich an und schnappten nacheinander.

Einmal beobachtete ich etwa dreißig Gänse, die von einem alten Gänserich nach Norden geführt wurden. Die Schar flog ziemlich niedrig, und als sie über ein Gehöft kam, schoß der Bauer auf die Gänse. Diese erkannten sofort die Gefahr, gleichzeitig aber auch, daß jemand nicht aufgepaßt hatte, erhoben ein heiseres Geschimpfe und verjagten ihren Anführer von der Spitze ihres Keils. In jeder Gemeinschaft wildlebender Tiere müssen die Führer, auf die man sein Vertrauen setzt, strenge Pflichten übernehmen und sich als unbedingt zuverlässig erweisen. Versagen sie, so werden sie mit Schimpf und Schande davongejagt.

Es gehört zum guten Ton unter wilden Tieren, daß sie — offenbar aus Instinkt — streng auf körperliche Sauberkeit achten. Sogar viele Aasfresser, die wegen ihrer Gewohnheiten meistens verachtet werden, halten sich in Anbetracht der Umstände, unter denen sie leben, auffallend sauber. Ich habe wohl zwei bis dreitausend Stück Rot- und Rehwild in freier Wildbahn beobachtet. Aber nie habe ich ein gesundes Tier gesehen, ohne seine stolze Anmut, seine edlen Bewegungen und seine natürliche Kraft zu bewundern, die nur bei einem Leben unter harten Anforderungen und bei strengem Befolgen der Gebote körperlicher Hygiene möglich sind. Ei

Geschöpf der Wildnis lebt stets „diät". Wir sperren es in einen Käfig oder Stall und sind entsetzt über seine Eßmanieren. Im Freien dagegen weiß es sich zu benehmen. Sogar der Tiger stellt sich von Natur recht manierlich beim Fressen an.

Wer das Leben und Treiben der Menschen beobachtet, der weiß, wie närrisch sich Verliebte aufführen können. Sie haben zum Beispiel das Verlangen, sich vor anderen aufzuspielen. Während wir aber oft danach trachten, unseren Mitmenschen mit unserer Überlegenheit zu imponieren, versucht ein Tier nur deshalb aufzufallen, weil es von einem andern geliebt werden will. Einen ganzen Winter hindurch hatte ich um die Freundschaft eines wilden Truthahns geworben. Die verschiedenartigsten Lockrufe vermochten ihn nicht im geringsten zu einer Antwort zu bewegen. Dann kam der Frühling. Eines Morgens ging ich bei Tagesanbruch in den Wald; ich hatte nichts bei mir als eine Weidenholzflöte, mit der ich den Lockruf der Truthenne nachahmen konnte. Ich ließ mich auf einen alten Fichtenstumpf nieder und blies einmal leise auf der Flöte. Sofort antwortete der Truthahn, der mehrere hundert Meter entfernt auf einer hohen Zypresse am Bachufer saß. Gleich darauf verdunkelte eine prächtige Gestalt den rosigen Morgenhimmel. Er flog direkt auf mich zu. Als er etwa hundert Meter vor mir auf dem Boden landete, lockte ich wieder. Einen Augenblick lauschte er gespannt, kam dann in vollem Lauf auf mich zu, hielt etwa dreißig Meter vor mir an, plusterte sich großmächtig auf und kollerte aus vollem Halse. Dann rückte er in der ganzen strahlenden Pracht seines Hochzeitsgefieders näher. Als ich eine Bewegung machte, stutzte er natürlich; aber nicht etwa vor Furcht; eher vor Enttäuschung und Widerwillen. Er flog nicht davon. Er stelzte einfach wie eine beleidigte Majestät von dannen.

Überall um uns herum, in Wald und Feld, in der Luft und im Grase können wir beobachten, daß die Tiere in der Liebe einer Etikette folgen. In der Zuneigung zwischen Männchen und Weibchen ist eine zarte Rücksichtnahme, die beweist, daß sie, weit über die körperliche Anziehung hinaus, echte Liebe zueinander empfinden. Kardinäle paaren sich zum Beispiel auf Lebenszeit; sogar im tiefsten Winter erinnern sie sich der Liebe und singen einander in verliebten Strophen an.

Ein weiteres Zeichen für gute Manieren liegt in der großmütigen Duldsamkeit, mit der die Geschöpfe der Wildnis einander begegnen. Natürlich gibt es Kämpfe, aber fast ausschließlich mit Nebenbuhlern in der Liebe; und es gibt die uralte Fehde zwischen Raubtieren und ihrer Beute. Aber es gibt kein gesellschaftliches Strebertum wie bei uns. Es gibt keine berufliche Anfeindung. Es gibt keine wilden Eifersüchteleien um Stellung und Macht. Es scheinen wirklich Bindungen zwischen ihnen zu bestehen, in denen jeder das

Recht des andern achtet. In weit größerem Maße, als man im allgemeinen weiß, leben sie in Eintracht miteinander. In einer riesigen abgestorbenen Fichte auf meinem Grundstück befindet sich eine Reihe von Löchern, das unterste etwa zehn, das höchste dreißig Meter über dem Erdboden. Im Laufe einer einzigen Paarungszeit habe ich erlebt, daß diese Nester bewohnt waren von je einem Paar Blausänger, schwarzer Haubenspechte, schwarzer Eichhörnchen, Goldspechte, Waldeulen und Sperlingsfalken. Es waren sozusagen sechs Familien aus völlig verschiedenen Nationen, aber sie fühlten sich alle wohl, wie sie da übereinander im gleichen Hause wohnten. Solch ein Friede war nur bei echtem Taktgefühl und Beachtung strenger Umgangsformen möglich.

Gut miteinander auskommen bedeutet, letzten Endes, gute Manieren haben. Vögel und Vierbeiner betragen sich mit einer Ritterlichkeit, die offenbar einen Teil ihres Sittenkodex ausmacht. Sie nehmen Enttäuschung, Schmerz und Tod mit unerhörtem Mut auf sich. Eine gewisse innere Elastizität, eine innere Würde ist ihnen eigen. Sie haben das Problem gelöst, fröhlich jeden Augenblick des Lebens auszukosten.

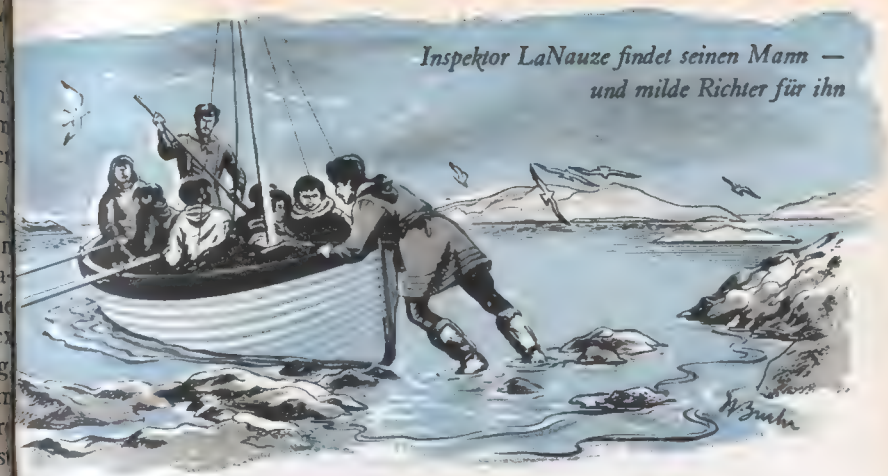
Edison

Thomas A. Edison erhielt eines Tages von einem sehr auf Würde bedachten Aktionär einen Brief, in dem es hieß: „Einem der Vizepräsidenten unserer Gesellschaft fehlt offenbar jeder Sinn dafür, was er seiner Stellung und der ehrenvollen Zusammenarbeit mit Ihnen schuldig ist. Man hat mir berichtet, er lache so laut, daß man es durch die geschlossenen Türen und in allen Büroräumen hören kann."

Edison band den Brief mit einer Schnur an das gerahmte Bild eines fröhlichen Klosterbruders und schickte das Ganze an den Vizepräsidenten. „Hängen Sie das Bild in die Halle, wo es jeder sehen kann", schrieb er dazu. „Es soll daran erinnern, daß man gute Geschäfte nur in guter Laune und in einer menschenwürdigen Atmosphäre machen kann."

Wer etwa glauben sollte, Atomenergie sei etwas ganz Neues, der lese, was Thomas A. Edison 1922 in sein Notizbuch geschrieben hat. „Atomenergie interessiert mich sehr", notierte der Fünfundsiebzigjährige. „Die Kräfte, die hier schlummern, sind gewaltig und ohne Grenzen. Eines Tages werden sie vielleicht wirksam werden. Ich selbst arbeite in meinem Laboratorium bereits daran, mir genauere Kenntnisse über das Atom zu verschaffen. Man könnte diese Kräfte in Elektrizität verwandeln und sie nicht nur über den Atlantik schicken, sondern von jedem Teil der Welt zu jedem anderen. Nichts, weder der Atlantik noch sonst ein Hindernis, könnte sie aufhalten."

HENRY J. TAYLOR



Inspektor LaNauze findet seinen Mann — und milde Richter für ihn

Sühne in Schnee und Eis

Aus der Monatsschrift Bluebook von Arthur Train

Die Mörder hatten gestanden. Man erwartete ein glattes „Schuldig" der Geschworenen. Weshalb also dieser Menschenandrang bei der Sitzung des Obersten Gerichtshofs von Alberta, die am 14. August 1917 in der kanadischen Stadt Edmonton stattfand?

Eine besondere Anziehungskraft übte zweifellos Inspektor „Denny" LaNauze aus, der populärste und stattlichste Beamte der *Royal North West Mounted Police*, Nordwest-Kanadas berühmter Gendarmerie. Eigentlicher Mittelpunkt des Interesses aber war der Angeklagte: der erste Eskimo, der vor einem Gericht des weißen Mannes stand.

Der Täter und sein Komplice konnten kein Wort Englisch. Sie wußten auch nicht, was ein Eid war, gelobten aber nach Eskimoart, „nicht krumm und nicht mit zwei Zungen zu sprechen". So ruhig und sachlich, als ob sie vom Robbenschlagen erzählten, schilderten sie, wie sie zwei Missionare getötet, aufgeschnitten und ihre Leber gegessen hatten.

Über zwei Jahre war Inspektor LaNauze unterwegs gewesen, hatte mit Boot und Hundeschlitten 10 000 Kilometer zurückgelegt, um die Mörder zu suchen. An den Lagerfeuern längs des Mackenzie-Flusses und in den Iglus weit draußen im Polareis erzählt man sich noch heute davon. War doch LaNauze der erste Regierungsbeamte, der der Arktis Recht und Gerechtigkeit brachte und ihre wilden, weiten Einöden für den weißen Mann sicher machte.

Als entlegenster, unzugänglichster Fluß Nordwest-Kanadas durchzieht der Coppermine River auf seinem

Weg zum Eismeer mehrere hundert Kilometer kahler Tundren-Einsamkeit und die Dismal Lakes, die Düsteren Seen. Dort, am Rande der Welt fast, fanden im November 1913 die beiden Missionare den Tod.

Nur wenige Weiße — und nur solche, die von einem Ideal beseelt sind — halten es in dieser Verlassenheit aus. Zu ihnen gehören die Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria, die Vortrupps der katholischen Kirche. Eine Missionsexpedition nach der anderen war nach dem Norden vorgedrungen, und mehrere von ihnen hatten versucht, die Eskimos zu bekehren. Dann betraute im Jahre 1911 Bischof Breynat, das Haupt der Oblaten im Mackenzie-Bezirk, mit dieser Mission den Pater Rouvière, einen rauhen Bergler aus den Cevennen in Frankreich, und Pater LeRoux, einen belesenen jungen Bretonen.

Eine Zeitlang ging alles gut. Dann zogen die Eskimos auf ihrer Suche nach Wild weiter nordwärts zum Eismeer hinauf. Die Missionare schlossen sich ihnen an — und waren seitdem verschollen.

1915 begegnete ein Pelzjäger in der Nähe der Dismal Lakes einem Eskimo, der das Chorhemd eines Priesters trug. Als der Trapper es sich genauer ansah, entdeckte er ein Einschußloch.

Für die so gut wie aussichtslose Aufgabe, die Missionare oder ihre Mörder zu finden, bestimmte die *Mounted Police* Inspektor Deering LaNauze, einen Franko-Iren von unverwüstlicher Vitalität, der si im hohen Norden besonders gut au kannte.

LaNauze nahm einen Wachtme ster, einen Gendarmen und eine Eskimo-Dolmetscher mit. Bei Fo Norman am Mackenzie beluden si ein flachgehendes Boot mit Leben mitteln für zwei Jahre und arbeitete sich zum Großen Bärensee hinau Doch gegen den reißenden, eisige Strom des Großen Bärenflusses k men sie nur so langsam vorwärts, da sie abends, wenn sie zurückblickte noch ihr letztes Lager sehen konnte An einer Stelle brauchten sie fü knapp zwei Kilometer vier vol Tage.

Als der grimmige arktische Wint einsetzte, bezogen LaNauze un seine Männer in einer Bucht des Se Winterquartier. Kaum aber kündig sich der Frühling an, waren sie scho wieder mit Hundeschlitten unte wegs, bewältigten weite Strecke schwierigsten Geländes, das vo mächtigen Eisblöcken übersät wa Und Ende April 1916 erreichten si endlich das Eismeer.

Dort traf sich Inspektor LaNau mit Wachtmeister Bruce, der vo Herschel Island aus die Küste en langgeschickt worden war, um nac Spuren zu suchen. Bruce hatte zw weiteres Beweismaterial gefunde darunter auch eine Soutane m Pater Rouvières Namen darin von einem Mord jedoch hatte nirgends auch nur ein Wort gehör

Geduldig kämmte LaNauze m seinem Dolmetscher das ganze G

iet selbst durch, Wohnplatz um Vohnplatz, Zelt um Zelt — nahm ich dieselben Eskimos mehrmals or, in der Hoffnung, sie würden sich n Widersprüche verwickeln. Aber ein Anhaltspunkt ergab sich: alle lieben unbeirrbar bei ihren Beeuerungen, von den weißen Missioaren wüßten sie nichts.

Dann sah bei einem Verhör eines ages ein Eskimo dem Dolmetscher avinik neugierig ins Gesicht und agte: „Hast du nicht mal bei dem eißen Mann Stefansson gearbeiet?"

„Ja."

„Ich habe von dir gehört, durch einen Onkelsohn. Der war auch ei ihm."

Das Eis war gebrochen, und Ilavik nahm die Befragung der Umehenden wieder auf. LaNauze, der n beobachtete, sah, wie er auf einal zitterte. Plötzlich wandte Ilavik sich um und sagte: „Ich weiß tzt! Priester von Eskimo getötet — t wahr. Diese Leute sehr, sehr traug. Schreib auf zwei Namen: Sinniak und Uluksuk."

Als die Gendarmen zu Sinnisiak amen, war er gerade dabei, sich nen Jagdbogen zu machen. Doch s seine Augen dem Blick des Inspekrs begegneten, bekam er große ngst, glaubte offenbar, er werde uf der Stelle erschossen.

Während der anschließenden Verehmung füllte sich das Zelt mit reunden und Verwandten des Verafteten, und einen Moment fürchten LaNauze und seine Leute, es werde ihnen ebenso ergehen wie den beiden Geistlichen. Als aber die Eskimos sahen, daß die weißen Männer nicht sofort an Sinnisiak Rache nehmen wollten, verschafften sich die Familienältesten Gehör. „Es ist recht so — Sinnisiak soll mit den weißen Männern gehn", sagten sie.

Auch Uluksuk, der Mittäter, wurde bald darauf gefaßt ...

Was hat sich damals zwischen den zwei Eskimos und den Missionaren abgespielt? Man weiß nur das, was die Täter ausgesagt haben.

Die Eskimos waren anfangs freundlich und gastfrei zu den beiden Weißen gewesen. Wie es bei ihnen Brauch ist, teilten sie mit ihnen, was sie hatten, und erwarteten, daß auch diese mit ihnen teilten. Als dann aber die Renntiere immer seltener wurden, kam der Hunger, und die Nerven aller waren zum Zerreißen gespannt. Auf der letzten Seite von Pater Rouvières Tagebuch, das man am Tatort fand, steht die bittere Bemerkung: „Tief enttäuscht von den Eskimos. Was sollen wir jetzt tun?"

Die Missionare hatten mit Kormik in einem Zelt gewohnt, dem Medizinmann, der sich schon lange über die unerwünschte Konkurrenz ärgerte. Vom Hunger getrieben, ging Kormiks Weib an den zusammengeschmolzenen Proviant der Priester. Und dann nahm sich Kormik das Gewehr von Pater LeRoux. Einem Mann das Gewehr nehmen, wenn Hungersnot herrscht, bedeutet in der Arktis soviel wie ein Todesurteil.

Pater LeRoux forderte seine Waffe

zurück, und der ganze Wohnplatz geriet in Aufruhr. Rasend vor Wut warf sich Kormik auf den Pater und wollte ihn umbringen. Ein paar Besonnene verhinderten das, bewogen jedoch die Priester, den Stamm zu verlassen. „Kommt wieder nächstes Jahr, wenn alles besser ist", riefen sie den Missionaren nach, als die beiden auf dem Pfad zum Fluß verschwanden.

Die Patres waren krank und schwach vor Hunger. Und sie kannten den Rückweg nicht. Als sie etwa 40 Kilometer stromaufwärts gekommen waren, stießen sie im dichtesten Schneesturm auf Sinnisiak und Uluksuk. Sie forderten die Eskimos auf, ihnen beim Schlittenziehen zu helfen. Aber diese wollten nach Hause zu ihrem Wohnplatz.

„Ich hatte Eis in meinen Stiefeln und fror sehr", beteuerte Sinnisiak beim Verhör. „Ich wußte nicht, wann ich meine Wohnplatzgefährten wiedersehen würde. Jedesmal, wenn der Schlitten festsaß, drohte Pater LeRoux mit dem Gewehr.

‚Ich glaube, sie wollen uns totschießen', sagte ich zu Uluksuk. ‚Ich muß sehen, daß ich schneller bin als sie.'"

Er wartete eine günstige Gelegenheit ab und stieß Pater LeRoux das Messer in den Rücken.

„Mach den hier still — ich nehme den andern!" rief er Uluksuk zu, als Pater LeRoux vornüber in den Schnee stürzte. Widerwillig zog Uluksuk sein Robbenmesser und versetzte dem Priester den Gnadenstoß. Sinnisiak hob das Gewehr auf und tötete Pater Rouvière mit zwei Schüssen. Dann brachen die Eskimos die beiden Leichen auf und aßen die Leber, um den Geist der weißen Männer davon abzuhalten, „wieder aufzustehen".

So starben, wenige Meilen oberhalb der Bloody Falls, Jean-Baptiste Rouvière und Gabriel LeRoux — Märtyrer ihres Glaubens ...

LaNauze fuhr von Herschel Island aus, mit seinen Gefangenen und ein paar Eskimos als Zeugen, in einem Kutter den Mackenzie hinauf. In Peace River am gleichnamigen Fluß nahmen sie die Eisenbahn nach Edmonton, wo ihre Ankunft eine Sensation war. Auf der ganzen Fahrt trugen die Gefangenen keine Fesseln. Ihre Wächter, die Männer von der *Mounted Police*, waren für sie das einzige, was sie mit dem Norden, mit ihrem bisherigen Leben verband, und sie folgten ihnen mit rührender Anhänglichkeit.

Im Lauf der Gerichtsverhandlung — vor allem auf Grund der Aussagen Inspektor LaNauzes — kamen die Bürger von Edmonton zu der Überzeugung, daß diese Eingeborenen der Polarwelt überhaupt nicht imstande waren, die Schwere ihres Verbrechens zu begreifen. Die Stimmung schlug um, und die allgemeine Sympathie begann sich ihnen zuzuwenden. Am Schluß der dreitägigen Beweisaufnahme forderte halb Edmonton den Freispruch. Bischof Breynat selbst gab ein Beispiel christlichen Erbarmens und legte den Behörden

Einige Tropfen "4711" Echt Kölnisch Wasser aufs Taschentuch geträufelt, tief eingeatmet oder auf Stirn und Nacken verteilt, schaffen Erfrischung und Lebensfreude.

nahe, nach ergangenem Urteil Gnade walten zu lassen. Obgleich die Ermordeten seine eigenen Söhne im Geiste waren, bat er für die Mörder fast mit den gleichen Worten wie Christus: „Vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Nach überraschend kurzer Beratung kamen die Geschworenen zu einem „Nicht schuldig". Der erste, der die Stille im Saal unterbrach, war der Gerichtsvorsitzende. „Meine Herren", erklärte er der Jury, „Sie haben Ihre Pflicht verletzt."

Es war nur gegen einen Eskimo wegen Mordes an einem Missionar Anklage erhoben worden. Nun wurde der Fall in Calgary vor einer anderen Jury von neuem aufgerollt. Diesmal erkannten die Geschworenen auf schuldig, jedoch „mit dringendster Empfehlung der Begnadigung". Der Generalgouverneur in Ottawa — wiederum auf Grund der Darlegungen von Inspektor LaNauze — milderte das Todesurteil in Festungshaft: zu verbüßen im Fort Resolution am Großen Sklavensee, unter Aufsicht der *Mounted Police* und der Oblaten. Im Jahre 1919 wurden Sinnisiak und Uluksuk entlassen.

Dies Beispiel humaner Rechtspflege des weißen Mannes verbreitete sich bald über die ganze Arktis. Jeder, der sich wenige Jahre danach in das Gebiet des Coppermine River wagte, konnte dort die Erfahrung machen, daß Inspektor LaNauzes faires Eintreten für die zwei Eskimos sich gelohnt hat. Und auch die Missionare konnten jetzt ungestört das Werk weiterführen, für das Pater Rouvière und Pater LeRoux ihr Leben gelassen hatten.

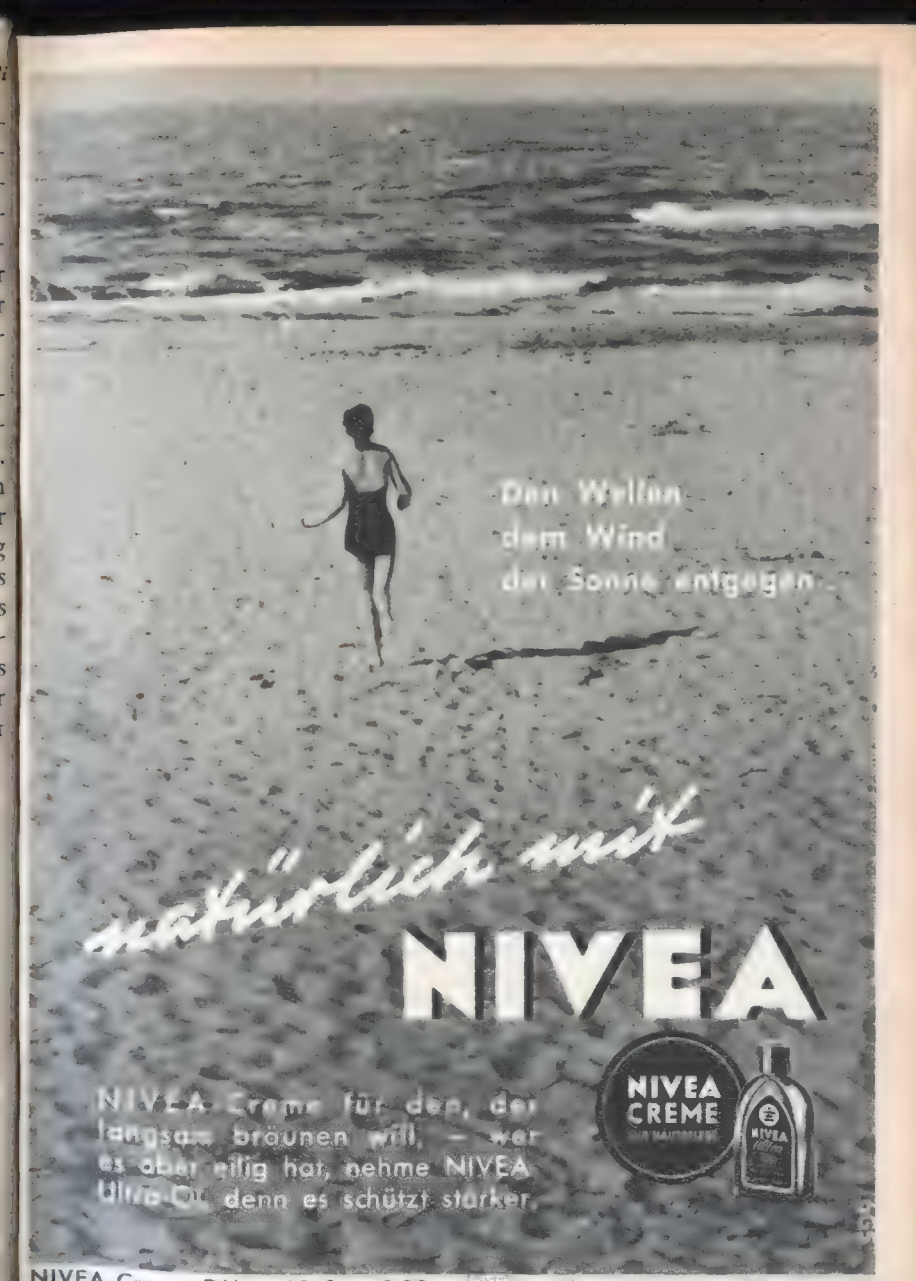
So oder so

Der belgische Staatsmann Paul-Henry Spaak, der erste Präsident der Vollversammlung der Vereinten Nationen und der Beratenden Versammlung des Europarates in Straßburg, befand sich auf einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten. „Ach, Mr. Spaak", rief eine Dame nach einem seiner Vorträge, „Sie waren wundervoll. Sie sehen aus wie Churchill und sprechen wie Charles Boyer."

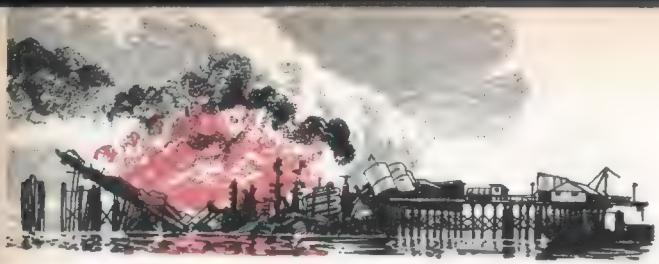
„Es wäre mir allerdings lieber", erwiderte Spaak, „wenn ich aussähe wie Charles Boyer und spräche wie Churchill." A. V.

Der bekannte amerikanische Komiker Eddie Cantor trat einmal in einem Lazarett auf und strengte sich besonders an, die Verwundeten und Kranken zum Lachen zu bringen. Zum Abschied rief er: „Und nun hoffe ich, daß ihr recht bald wieder frisch und munter seid."

„Danke gleichfalls", ertönte es im Chor. T. T.

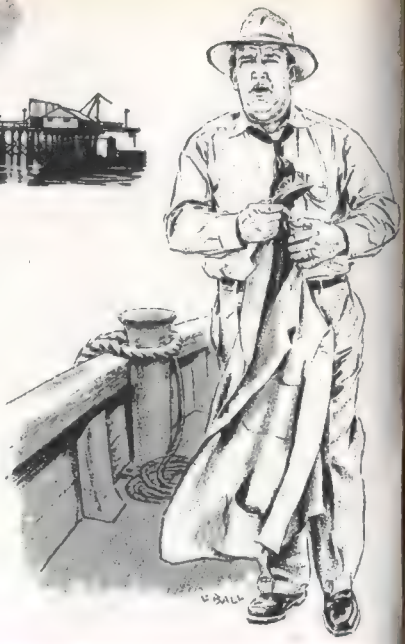


NIVEA-Creme DM –.45, 1.–, 1.80 · NIVEA-Ultra-Öl DM –.75 und 1.20



Der „Feuerreiter" von Oklahoma

Aus der Monatsschrift
The Kiwanis Magazine
von Robert Hugh Rogers

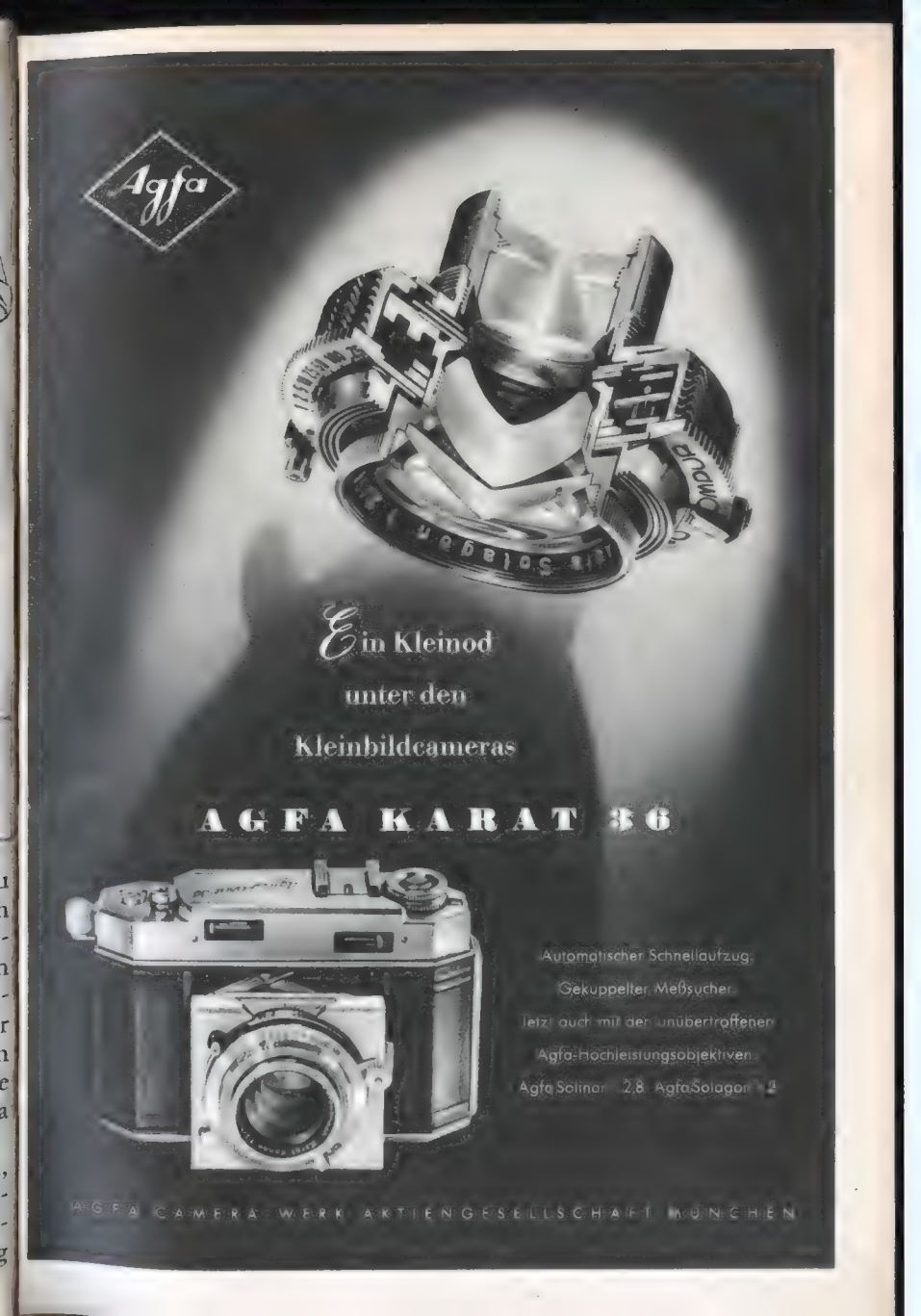


Seit dreißig Jahren bekämpft Myron Kinley Ölbrände wie einen persönlichen Feind

Im Oktober 1929 verharrten Angehörige einer Sekte in Oklahoma zwei Tage lang im Gebet, denn sie meinten, das Ende der Welt sei gekommen. Die Leute hatten apokalyptische Zeichen gesehen: am Tage verdunkelte eine Rauchsäule den Himmel, in der Nacht schienen rote Flammenzungen ihn in Brand zu setzen. Doch es war nicht das Ende der Welt: es war der schrecklichste Brand, den die Ölfelder von Oklahoma je gesehen hatten.

Er entstand nicht weit von der Stadt Oklahoma, als man beim Bohren unerwartet auf Erdgas stieß. Durch den plötzlichen Druck explodierte ein Separator, und das emporschießende Gas entzündete sich in einer riesigen Flamme — ein Inferno, welches das ganze Ölfeld der Stadt Oklahoma bedrohte. Das Brüllen des Feuers war kilometerweit zu hören und der Feuerschein noch in Texas zu sehen. Etwa 25 000 Neugierige eilten herbei und erlebten mit, wie der Bohrturm in der unheimlichen Hitze zu einem Gewirr von verbogenem, weißglühendem Stahl zusammenschrumpfte. Die Feuerwehrleute der Stadt Oklahoma waren hilflos.

Doch die Bohrarbeiter wußten, was sie zu tun hatten. Sie riefen telefonisch aus Tulsa Myron Kinley herbei, einen Mann von dreiunddreißig


Agfa
Ein Kleinod
unter den
Kleinbildcameras
AGFA KARAT 36
Automatischer Schnellaufzug.
Gekuppelter Meßsucher.
Jetzt auch mit den unübertroffenen
Agfa-Hochleistungsobjektiven.
Agfa Solinar 2,8 Agfa Solagon 3,8
AGFA CAMERA-WERK AKTIENGESELLSCHAFT MÜNCHEN

Jahren ohne die geringste Furcht, der sich in der ganzen Ölindustrie durch das Löschen solcher Brände schon einen Namen gemacht hatte. Myron Kinley und sein jüngerer Bruder Floyd kamen sofort, sahen sich die große Flamme respektvoll, doch unerschrocken an und gingen an die Arbeit. In Asbestanzügen und mit Schweißbrennern bewaffnet schnitten sie die glühenden Stahltrümmer weg, die das Gas wieder entzünden konnten, falls es ihnen überhaupt gelang, das Feuer zu löschen. Bohrarbeiter besprengten sie unablässig, damit sie nicht bei lebendigem Leib geröstet wurden, mit Strömen von Wasser.

Dann zogen Myron und sein Bruder die hinderlichen Asbestanzüge aus und krochen in die Gluthitze, wobei sie einen mit Asbest gefütterten Schild vor sich her schoben; das Sprühwasser war nun ihr einziger Schutz. In einem mit Asbest verkleideten Ölfaß trugen sie 30 Liter Sprenggelatine. Mit Hilfe einer langen, armförmigen Stange, die in der Eile aus einem Stück Rohr hergestellt worden war, stießen sie das Faß über den brennenden Geiser. Dann rannten sie zurück in Deckung und lösten die Zündung aus. Ein ohrenzerreißender Donnerschlag ließ die Erde erzittern, dann war es still. Der große Brand war gelöscht, ausgeblasen wie eine riesige Kerze. Die Kinleys, denen die Kleider in Fetzen vom Leib hingen und die Augenbrauen versengt waren, nahmen ihre Bezahlung in Empfang und reisten ab. Für sie war dies nichts Ungewöhnliches.

Noch heute, im Jahr 1953, also fast ein Vierteljahrhundert später, behauptet der nunmehr siebenundfünfzigjährige Myron Kinley unangefochten seinen Weltruf in der Bekämpfung von Ölbränden. Er sieht im Feuer einen Feind, der ihn persönlich vernichten will. Seinen Bruder hat es schon getötet; Floyd Kinley wurde im Jahre 1937 bei Goliad in Texas tödlich verletzt. Myron selbst hat es zum Krüppel gemacht; sein rechtes Bein ist für immer steif, zerschmettert von einem Stück Auskleidung, das bei einem Gasausbruch aus dem Bohrloch geschleudert wurde. Sein linker Arm und seine linke Schulter sind ein einziges Narbennetz. Als sich bei einem Brand in Venezuela einmal der Wind drehte und das Feuer auf ihn zutrieb, mußte er für sechs Monate ins Krankenhaus und wurde so bandagiert, daß er nur den Kopf bewegen konnte. Kaum war er jedoch entlassen, da eilte er davon, um den nächsten Brand zu bekämpfen.

Myron Kinley hat nicht nur die Tollkühnheit, sondern auch das Handwerk geerbt. Er wurde in Kalifornien geboren, wo sein Vater Karl Kinley einer der ersten war, die bei neuen Bohrungen mit Dynamitladungen nachhalfen, das Öl aus zu dichten Gesteinsschichten zum Fließen zu bringen. Als im Jahre 1913 eine Ölquelle in Taft in Kalifornien Feuer fing, wurde sein Vater gerufen, um zu versuchen, das Bohrloch

Wer ihn sieht, bewundert ihn – wer ihn fährt, ist begeistert!

Überall, wo der neue OLYMPIA REKORD erscheint, merkt man auf. Bewunderung steigert sich schnell zur Begeisterung: so ausgezeichnet fährt es sich in diesem großartigen Wagen der Mittelklasse. Gediegener Komfort und viele kleine Finessen schaffen wohltuende Bequemlichkeit. Und obendrein: der REKORD ist äußerst sparsam und wirtschaftlich.

Leisten Sie sich einen ungewöhnlich guten, zuverlässigen Wagen – den OLYMPIA REKORD! Unverbindliche Probefahrt bei jedem OPEL-Händler.

LIMOUSINE
DM **6250.–** ab Werk

ADAM OPEL AKTIENGESELLSCHAFT · RÜSSELSHEIM AM MAIN

durch eine Sprengung zuzuschütten. Dabei blies er das Feuer aus und entdeckte auf diese Weise zufällig die Technik, Brände zu „sprengen".

Schon als Kind ging der kleine Myron mit Dynamit so unbekümmert um wie andere Jungen mit Murmeln. Er machte den ersten Weltkrieg als Artillerist mit und ließ sich danach mit seinem Bruder Floyd in Tulsa nieder. Zuerst mußten sie die Brände auf eigenes Risiko löschen, das heißt, sie wurden nur bezahlt, wenn sie Erfolg hatten. Doch bald wurde ihre Geschicklichkeit so bekannt, daß große Ölfirmen ihnen ansehnliche Summen zahlten, damit sie sofort kamen. 30 000 Dollar für einen einzigen Auftrag sind eine kleine Summe, wenn man bedenkt, daß ein Brand täglich Erdgas oder Erdöl im Werte von 20 000 Dollar vernichten kann.

Kinleys größtes Kapital ist die Erfahrung, die er bei der Bekämpfung vieler Brände erworben hat. Er sagt selbst: „Ich weiß, was man nicht ungestraft tun darf." Als Chef ist er streng wie ein Unteroffizier. Er rechtfertigt diese Strenge, indem er sagt, ein einziger Fehler könne ein Menschenleben kosten. Die Ölarbeiter nehmen ihm aber seine Grobheit nicht übel, im Gegenteil, seine Sicherheit flößt ihnen Vertrauen ein. Jegliche Panikstimmung, wie sie bei allen Bränden auftritt, schwindet, wenn Myron Kinley eintrifft.

Wie einst die Generale, so geht auch Kinley seinen Leuten stets voran; wie sie will er sich nicht geschlagen geben. Als ihm sein linkes Bein zwischen Trümmern zerschmettert wurde, ließ er es schienen und kam zu Pferd wieder zurück, um die Arbeit bis zum Schluß zu überwachen. Erst zwei Wochen später, als der Auftrag erledigt war, nahm er sich die Zeit, sich das Bein von neuem brechen und richten zu lassen.

Kinley zollt dem Feinde, der ihm sein ganzes Leben lang zu schaffen gemacht hat, die Achtung, die man einem mächtigen Gegner schuldig ist. Er hat erlebt, daß das Feuer immer wieder mit einer neuen List anrückt, um ihn zu vernichten, und daß es für jede List, die er pariert, immer wieder eine neue findet. „Jeden Schlag, den man führt, erwidert das Feuer mit einem Gegenschlag", sagt er.

Als er im Jahre 1929 von einem Brand las, der seit zwei Jahren auf den Ölfeldern in Rumänien wütete, fuhr er aus eigenem Antrieb hinüber und erzählte dort so überzeugend von seiner Arbeitsweise, daß man ihm die Chance gab, das Feuer zu löschen. Der Schauplatz sah aus wie eine Illustration von Doré zu Dantes Inferno. Durch das Feuer war die Erde in einem riesigen Krater von neunzig Meter Durchmesser eingestürzt, und in der ganzen Umgebung flackerten an vielen Stellen eine Menge kleiner Brände. Bei einem der Versuche, das Feuer zu löschen, hatten die Rumänen einen dreißig Meter langen Stollen gebohrt. Der Stollen war eingebrochen, und vierzehn Leute waren ums Leben ge-

Die arme Nase!

Was wird Ihrer Nase nicht alles an Gerüchen zugemutet! Und man verlangt von Ihnen, daß Sie keine Miene verziehen, wenn etwa ein Gesprächspartner dauernd mit seinem unreinen Atem Ihre Nase beleidigt. Ja, wenn man diese zuklammern könnte! Dann wäre es leicht, ein völlig unbefangenes Lächeln zu zeigen . . .

Sind Sie aber sicher, daß sich Ihre Mitmenschen nicht auch Ihnen gegenüber manchmal genau so beherrschen müssen? Wäre Ihnen dieser Gedanke nicht sehr peinlich? An sich selber kann man nämlich oft nicht feststellen, ob einem ein unangenehmer Körper- oder Mundgeruch anhaftet, und die anderen sind zu taktvoll, um es zu sagen.

Was sollen Sie aber tun, um jederzeit sicher auftreten und vor der Kritik Ihrer Mitmenschen bestehen zu können? Waschen, Zähneputzen und ein wohlriechendes Make-up allein genügen nicht; denn die meisten Geruchsherde sitzen ja tiefer, im Innern des Körpers. Das einzige Mittel, das dieses Übel an der Wurzel faßt, ist Chlorophyll, und zwar innerlich angewandtes Chlorophyll.

Als wirksames Chlorophyll-Präparat hat sich OLIGON bewährt. Chronischer Mundgeruch verschwindet ebenso wie die peinliche „Fahne" nach dem Genuß von Alkohol, Tabak oder scharfriechenden Speisen. Die oft unangenehmen Ausdünstungen von Fuß- oder Achselschweiß bleiben ebenso aus wie der spezifische Körpergeruch, der so manchen Menschen eigen ist. Man sollte OLIGON-Dragées stets bei sich tragen und regelmäßig einnehmen.

Diese gute Gewohnheit lohnt sich noch aus einem anderen Grunde: OLIGON kräftigt den gesamten Organismus. Es erhöht die Spannkraft und die Leistungsfähigkeit. Mit OLIGON können Sie sich also doppelt sicher fühlen.

kommen. Nachdem Kinley sechs Monate lang gearbeitet und in dieser Zeit den ganzen Krater mit flüssigem Beton überschwemmt hatte, der durch Besprengen mit Wasser gekühlt wurde, löschte er das Feuer, indem er gleichzeitig Sprengladungen im Stollen und am Bohrloch zur Explosion brachte. Dieser Erfolg verschaffte ihm internationalen Ruf.

Bald reiste er in der ganzen Welt umher. Er sorgte dafür, daß sein Paß stets für jedes Land gültig war, und hielt sich jederzeit bereit, auf Abruf überallhin zu gehen. Sein einziges Gepäck war ein Handkoffer mit einem Khakianzug, einem Rasierapparat und einer Zahnbürste. Das Werkzeug, das er brauchte, improvisierte er jeweils an Ort und Stelle. Einmal wurde er gebeten, 12 000 Kilometer weit nach Arabien zu kommen, um einen Brand auf den Bahrein-Inseln zu löschen. Als er 1950 in der Poebene ein Feuer löschte, erhielt er einen telefonischen Anruf von seinem Wohnsitz, damals in Houston in Texas, er solle einen Brand in Venezuela löschen. Im vergangenen Jahr wurde er gerufen, um auf dem größten Ölfeld Frankreichs bei Lacq eine undicht gewordene Quelle abzudichten.

Die schwerste Aufgabe hatte er in Iran zu lösen, wo ein brennender Erdgasausbruch von Bergen umschlossen wie in einer Tasse lag, zwischen deren Wänden die Hitze hin und her wogte, bis selbst die Erde glühend heiß war. Als er mit einem Thermometer am Rande die Hitze maß, stellte er eine Temperatur von 127 Grad Celsius fest; da die Möglichkeit bestand, daß ihm das Dynamit in den Händen explodierte, ließ er es, solange er es nicht brauchte, weit zurück. Eine 35 Kilometer lange Rohrleitung mußte bis zum nächsten Fluß gelegt werden, um das Wasser für den schützenden Sprühregen herbeizuholen. Kinley ließ oben auf einem Bulldozer ein mit Asbest verkleidetes Stahlgehäuse anbringen und placierte von dort aus, als alles fertig war, sein Dynamit. Als das Feuer gelöscht war, strömte das Gas weiter aus, und Kinley hatte die heikle Aufgabe, das Bohrloch zu schließen und mit stählernen Anschlußrohren zu versehen, die leicht Funken schlagen und eine neue Explosion auslösen konnten. Doch wiederum blieb er Sieger.

Am meisten zuwider sind Kinley Erdgasbrände im Wasser; in diesem Jahr wurde er gerufen, um südlich von Morgan City in Louisiana ein derartiges Feuer zu löschen. Dort war an einer 16 Kilometer von der Küste entfernten, im Meer gelegenen Stelle das Gas beim Bohren in Brand geraten. Er fuhr bald auf einem umgebauten Landungsschiff für Panzer, das er als Befehlsstand verwandte, bald auf einem Prahm und manchmal auf einem Schnellboot umher. Sein steifes Bein erschwerte es ihm, von einem Deck auf das andere zu klettern; wenn er also das Schiff wechselte, packte ihn der Kran des Landungsschiffs und schwenkte ihn über die bewegte See.

— „Ich habe allen normalsichtigen Rivalinnen gegenüber den Vorteil einer Schönheitsreserve. Hoffentlich stellen Sie wirklich diese Überlegung an, denn sie enthält, wie ich glaube, eine Antwort auf die simple, aber quälende Frage: Soll ich eine Brille tragen oder nicht? Ich bin der Meinung, die Frauen sollten nicht blinzelnd die Ferne erobern wollen, sich dabei dem allgemeinen Vorwurf des Hochmuts aussetzen und doch nur einen Bruchteil dessen sehen, was man auf dieser Welt sehen kann. Ich bin der Meinung, Sie haben es auch nicht nötig, eine Meisterin der mühsamen Verwandlungsnummer „Brille auf, Brille ab" zu werden und sich immer blitzschnell entscheiden zu müssen, ob Kurzsichtigkeit oder Scharfsichtigkeit Ihnen jetzt den größeren Vorteil bringt. Ich bin der Meinung, Sie sollten eine noch größere Sorgfalt auf den Kauf Ihrer Brille als auf den Kauf Ihrer Kleider verwenden, diese Brille aber dann in Ehren und Permanenz tragen."

Textprobe aus dem soeben erschienenen Buch „Über Brillen und über das Brillentragen", das wir Interessenten gerne gegen Erstattung der Selbstkosten von DM 16.— spesenfrei unter Nachnahme zusenden. Sie können das Buch auch zuvor bei Ihrem Fachoptiker einsehen und durch ihn bestellen lassen.

Carl Zeiss, Lit. Büro, Oberkochen/Württ.

Zehn Tage lang tobte der Kampf wie ein kleines Seegefecht. Kinleys Hauptschwierigkeit bestand darin, das sogenannte „Weihnachtsbaum"-Ventil vom Bohrloch abzuschlagen, damit die Flamme sich höher erheben und er sein Dynamit darunter anbringen konnte. Unter seinem Befehl feuerten vier Gewehrschützen einer nahe gelegenen Garnison von mittags bis abends auf das Ventil, erzielten 32 Treffer, spalteten das Ventil, schossen es aber nicht herunter.

Schließlich improvisierte Kinley ein wassergekühltes Rohr mit Dynamit, manövrierte es in Position und erstickte die Flamme. Mittlerweile war das Ventil eines zweiten Bohrlochs unter der ungeheuren Hitze gesprungen, so daß Gas ausströmte, das ebenfalls Feuer gefangen hatte. Kinley brachte vier weitere Tage damit zu, mit List und Tücke das zweite Ventil zu entfernen, bevor er eine Sprengung riskieren konnte. Am zehnten Tage schließlich war dann auch dieses Feuer gelöscht.

Zwischen seinen Aufträgen arbeitet Kinley im Garten oder er bummelt herum. Sein Haus in Kalifornien, ein luxuriöser Bau, liegt im mondänen Bel Air in der Nähe von Hollywood. Ölleute schätzen, daß er mit seiner Arbeit und seinen Lizenzen für Bohrgerät, das er erfunden hat, gut und gern 100 000 Dollar im Jahr verdient. Er hätte sich schon vor Jahren zur Ruhe setzen können. Doch trotz seinen Narben, ungeachtet dessen, daß er nach gewissen Arbeiten eine Woche lang taub ist, und obwohl keine Gesellschaft mit ihm eine Lebensversicherung abschließen wird, ist Myron Kinley, der alte Feuerreiter, nicht zu halten, wenn es irgendwo auf einem Bohrfeld brennt.

„Ich habe es längst aufgegeben, mir Sorgen zu machen", sagt Kinleys Frau. „Wozu auch? Ich glaube nicht, daß er je aufhören wird."

Kinley sagt: „Wahrscheinlich werde ich erst aufhören, wenn man mich zu Grabe trägt."

Die Zeit ist zu kurz

Ihr, die ihr unselige Mißverständnisse von Jahr zu Jahr weiterschleppt, in der Absicht, sie eines Tages zu klären; ihr, die ihr armselige Streitigkeiten am Leben erhaltet, weil ihr euch nie entschließen könnt, euren Stolz zu vergessen und sie aus der Welt zu schaffen; ihr, die ihr aus törichtem Ärger auf der Straße an einem Menschen grußlos vorübergeht, obgleich ihr wißt, daß Scham und Reue euch erfüllen würden, hörtet ihr morgen, daß dieser Mensch plötzlich gestorben sei; ihr, die ihr euren Freund auf ein Wort der Anerkennung oder der Freundschaft warten laßt — wenn ihr nur wissen, sehen, fühlen wolltet, daß „die Zeit kurz ist". Wie das den Bann brechen würde! Sofort würdet ihr hingehen und tun, wozu ihr vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werdet!

PHILLIPS BROOKS

Die Wahrheit über Korea

Aus der Wochenschrift Life

von General James A. van Fleet

Nicht nur die Amerikaner, an die diese aufrüttelnden Worte gerichtet sind, sondern alle Menschen der freien Welt sollten die authentischen Darlegungen und bedeutsamen Enthüllungen lesen, die von einem Manne geschrieben sind, der die Lage genau kennt und jetzt offen darüber sprechen kann. Was in Korea in Wirklichkeit auf dem Spiel steht, ist das Schicksal künftiger Generationen der freien Welt. Die Entscheidung, die heute dort fällt, wird von weltgeschichtlicher Bedeutung sein.

Die Wahrheit über Korea

Es war wieder einmal dicke Luft in Korea, als ich am 14. April 1951 dort eintraf, um den Oberbefehl über die amerikanische achte Armee zu übernehmen. Wir hatten einige harte Schläge einstecken müssen. Es war uns zwar gelungen, den Feind abzuwehren, aber nun stand er anscheinend bereit, mit gewaltigen Kräften anzugreifen, um uns, wenn irgend möglich, ins Meer zu treiben.

Die sechs Wochen, die dann kamen, zählen zu den größten in der Geschichte des amerikanischen Heeres. Wir fingen den Angriff auf und schlugen den Feind in die Flucht. Er war besiegt; sein Schicksal lag in unserer Hand; wir hätten seine Armeen vernichten können.

In diesem Augenblick schaltete sich die amerikanische Regierung aus Gründen der hohen Politik ein, und wir erhielten den Befehl, nicht weiter vorzurücken. Die Fronten erstarrten, und es begann die endlose Folge vergeblicher Waffenstillstandsgespräche. Mich überfällt ein Gefühl der Trauer, wenn ich mir den Abstieg unserer Politik seit Mai 1951 vergegenwärtige. Wir haben in Korea entsetzliche Fehler gemacht. Wir sind vielleicht eben dabei, einen weiteren zu begehen.

Bei allen Friedensverhandlungen mit den Rotchinesen laufen wir Gefahr, die Zukunft unseres Volkes aufs Spiel zu setzen. Wir vertagen unsere Verluste nur auf später — es sei denn, die Rotchinesen fänden sich bereit, reinen Tisch zu machen und einen wirklichen Frieden für ganz Asien anzustreben. Andernfalls versündigen wir uns an unseren Enkeln, die wir dem Untergang preisgeben. Meines Erachtens wollen sich die Kommunisten nur deshalb vom Koreakrieg zurückziehen, weil sie sich erst noch stärker machen und ihren Angriff in andere Räume, wie Indochina und Malaya, tragen wollen. Das würde lediglich bedeuten, daß wir eines Tages wieder zum Kampf antreten müßten, und zwar gegen einen stärkeren Feind und in einem für ihn vorteilhafteren Raum.

Allzu viele Amerikaner stellen lediglich die Frage, wie sie sich dieses vergeblichen, kostspieligen Krieges, der keine Lösung bringt, entledigen können.

Ich meine, die Frage müßte ganz anders lauten, und ich halte es für meine Pflicht, sie zu stellen und alle Amerikaner aufzufordern, mit mir darüber nachzudenken.

Warum ziehen wir bei unserer einwandfreien Überlegenheit über die Rotchinesen in Nordkorea eine Lösung, die keinen echten Frieden zu bringen vermag, überhaupt in Erwägung? Warum sind so viele Ame-

VITO II
24 x 36 mm
mit dem farbtüchtigen
Color-Skopar
Preise je nach
Ausführung
von DM 146.–
bis DM 166.–
COLOR-SKOPAR
NDER
Fordern Sie bitte den
Foto-Katalog „Glücklich
beim Fotografieren" bei
Voigtländer, Braunschweig 12, an.
„Farbtüchtig" – das bedeutet nicht nur hervorragende Farbaufnahmen, sondern auch ein Optimum an Scharfzeichnung bei Schwarz-Weiß-Bildern, weil das farbtüchtige Objektiv ohnehin mehr leisten muß. Solch ein Objektiv bekommen Sie beim Kleinbild nur in der Vito II – und damit zugleich eine kleine, elegante und leicht zu bedienende Taschenkamera, mit der schon Hunderttausende von Foto-Amateuren glücklich geworden sind.
Voigtländer
weil das Objektiv so gut ist
Vo 5304

rikaner so übereifrig, einen Frieden um jeden Preis zu schließen, obgleich wir die Rotchinesen vernichtend schlagen können, wenn wir es nur wollen, und obgleich Korea ein so viel günstigeres Schlachtfeld für uns ist als für die Rotchinesen?

Wir können den Krieg gewinnen, wenn wir nur wollen

Ich weiß, dies steht im Widerspruch zu vielem, was über Korea geschrieben worden ist. Ich weiß, es sind viele Leute zu dem Schluß gekommen, daß wir einen furchtbaren Fehler gemacht haben, als wir uns den Kommunisten 8000 Kilometer von unseren Küsten entfernt zum Kampf stellten, und daß wir wertvolle amerikanische Menschenleben in einem sinnlosen Streit um ein wertloses Stück Land aufopfern. Ich weiß auch, daß viele Biertisch-Strategen der Meinung sind, wir könnten die Rotchinesen in ihrem eigenen Hinterhof nie besiegen und wir sollten sie deshalb nicht zu sehr verärgern.

Alle diese Ansichten sind falsch. Tatsache ist, daß der Krieg die Rotchinesen viel mehr kostet als uns. Sie waren nie auf einen solchen Aderlaß gefaßt; sie *müssen* irgendwie Schluß machen. Dieser Krieg ist der schlimmste Fehler, den sie überhaupt begehen konnten; der größte, den der Kreml je gemacht hat.

Unser größter Fehler bestand darin, die Koreaner stets unterschätzt und die Stärke der Rotchinesen in Korea durchweg überschätzt zu haben. Nichts zwingt uns dazu, mit den Rotchinesen irgendwelche Kompromisse zu schließen. Wir brauchen die Koreaner, die ein viel wertvolleres Volk sind, als den meisten Amerikanern bewußt ist, keineswegs zu verraten und zu verkaufen. Wir haben es nicht nötig, bei den Rotchinesen um gut Wetter zu bitten.

Wir brauchen nur eine Anstrengung zu machen, die aufs Ganze geht, und sie werden bald als Bittsteller vor uns erscheinen.

Während der langen und ergebnislosen Friedensgespräche, die im Jahre 1951 anfingen, habe ich den Kommunisten nie getraut und war deshalb immer dafür, den Krieg bis zum Ende durchzukämpfen. Während der zweiundzwanzig Monate, in denen ich Oberbefehlshaber war, sah ich immer wieder günstige Gelegenheiten, die Streitkräfte und das Material der Rotchinesen zu vernichten;

General James Alward van Fleet, der zweiundzwanzig Monate lang den Oberbefehl über die achte Armee in Korea geführt hat, ist von seinem Studienkameraden in der amerikanischen Militärakademie West Point, Präsident Eisenhower, als der „fähigste Truppenoffizier der US-Streitkräfte" bezeichnet worden. Bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges war er Oberstleutnant. Sein glänzender Aufstieg begann im Jahre 1944, als das von ihm befehligte 8. Infanterieregiment die Spitze des Landkeils in der Normandie bildete. Bei Kriegsende war er Generalmajor und Befehlshaber des 3. Korps. Im Jahre 1948 reorganisierte und bildete er das griechische Heer aus, das den Kommunismus in Griechenland niederschlug. Als Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Vereinten Nationen in Korea hat er die Wiederbelebung der Kampf- und Schlagkraft des südkoreanischen Heeres entscheidend gefördert. Nach achtunddreißigjähriger Dienstzeit nahm General van Fleet im April dieses Jahres seinen Abschied.

Lippenstift
CUTEX
Nagelpflege
Man muß „fit" sein, wenn man Erfolg haben will und das gilt auch für die Pflege des Äußeren. Ein leuchtender, roter Mund wirkt lebensfroh und erregt Wohlgefallen. Deshalb gebrauche ich den ausgezeichnet haftenden Cutex-Lippenstift. Dazu gehört der weltberühmte Cutex-Nagellack, selbstverständlich in der zum Lippenstift harmonisch abgestimmten Farbtönung. Beim Spiel bevorzuge ich der größeren Wirkung wegen die kräftigeren Cutex-Farben. Sie sichern den Händen auch in der Entfernung noch ihren besonderen Reiz. Ich bin glücklich, wenn ich genau weiß, daß ich gut aussehe und dadurch anderen Menschen Freude bereite. Die Cutex-Erzeugnisse helfen mir, mein Aussehen zu vervollkommnen. Die Pflege des Äußeren bringt mir Erfolg.
CUTEX
ÖLHALTIGER
LACK-ENTFERNER
CUTEX
PATRIZIER-HAUS

diese Gelegenheiten wollte ich nutzen, um den Krieg zu beenden.

Wenn ein militärischer Befehlshaber, der im Kampf steht, Gelegenheiten erspäht, den Sieg zu erringen, aber durch die hohe Politik gehindert wird, sie wahrzunehmen, dann läßt es sich nicht vermeiden, daß sich seiner eine tiefe Enttäuschung bemächtigt. Schon seit einiger Zeit wollte ich aus Korea zurückkehren. Ich hatte das Gefühl, daß ich es nicht mit meiner Ehre vereinbaren konnte, das ausführende Organ einer Politik zu bleiben, die ich nicht mehr für richtig hielt. Jedoch kam ich der Aufforderung nach, zu bleiben, bis mein Nachfolger ernannt und eingearbeitet war.

Jetzt, da ich im Ruhestand bin, muß ich das Wort ergreifen und mich mit aller mir zu Gebote stehenden Klarheit vor dem amerikanischen Volk für das einsetzen, was nach meinem Dafürhalten dem Wohl meines Vaterlandes am besten dient und auch den Männern gebührt, die in Korea dienten und fielen.

Das ist keine leichte Aufgabe, denn vieles, was ich zu sagen habe, steht im Widerspruch zu dem augenblicklich herrschenden Optimismus über die Aussichten einer wirklichen Übereinkunft mit den Rotchinesen, im Widerspruch auch zu unserer amtlichen Politik der letzten zweieinhalb Jahre. Aber mein Gewissen läßt mich nicht schweigen.

Ich greife auf meine erste Erfahrung im Kampf mit den Rotchinesen zurück. Damals war es gerade fünf Monate her, daß sie unsere auseinandergezogenen Streitkräfte überraschend angegriffen und uns nahezu von der Halbinsel vertrieben hatten. Seitdem war der Krieg hin und her gegangen; die achte Armee hatte kämpfend Schritt für Schritt wieder Boden gewonnen und die Hauptstadt Seoul zurückerobert.

Dann aber, Mitte April 1951, standen die Rotchinesen zu dem größten Angriff bereit, den sie je unternommen hatten. Sie hielten ihre Absichten keineswegs geheim: Tag für Tag konnten wir beobachten, wie ihre Armeen in die Bereitschaftsstellungen einrückten. Sie waren überaus zuversichtlich. Offen prahlten sie über den Rundfunk davon, daß sie Seoul wieder nehmen würden. Diese Taktik, das Ziel einer Kampfhandlung öffentlich bekanntzugeben, um dem Gegner Furcht einzujagen, findet sich schon bei Cäsar, aber sie hat eine geradezu unheimliche Wirkung im Fernen Osten. Da es dort überaus wichtig ist, nie das Gesicht zu verlieren, kann es sich niemand leisten, leere Drohungen auszustoßen. Als die Rotchinesen sagten, sie würden Seoul nehmen, wußten wir, daß sie bereit waren, für diesen Versuch in den Tod zu gehen. Schließlich hatten sie 21 Armeen mit insgesamt 630 000 Mann in der Frontkampfzone zusammengezogen. Diesen Kräften hatten wir nur 15 Divisionen mit insgesamt 230 000 Mann entgegenzustellen, die auf eine 215 Kilometer lange Abwehrfront verteilt waren.

Das kommt jeden Tag vor!

Sie: *„Ich kann nicht mit ins Kino - meine Brille ist kaputt!"*

Er: *„Sie müssen mir heute die Post vorlesen - meine Brille ist entzwei!"*

Geht ein Autofahrer ohne Reserverad auf Reisen, so wird ihn jedermann leichtsinnig nennen. Aber die Reservebrille ist noch nicht für alle Brillenträger zur Selbstverständlichkeit geworden*). Dringende Arbeiten bleiben unerledigt, wichtige Besprechungen werden abgesagt, manche Theaterkarte verfällt, weil die Reservebrille fehlt. - Jahrelang dient Ihnen Ihre Brille treu. Aber sie ist zerbrechlich - und eines Tages ist sie entzwei. Haben Sie dann eine Reservebrille?

**) Die Umfrage eines Instituts für Meinungsforschung (I.f.D., Allensbach) ergab: Nur jeder 3. Brillenträger besitzt eine Reservebrille.*

Wir hatten bis dahin jeden chinesischen Angriff nur nach langem und verlustreichem Rückzug aufhalten können. Ich fand, daß die meisten Offiziere im Hauptquartier der achten Armee sich nicht die Frage stellten, wie wir Seoul halten könnten, sondern wo wir, nachdem wir zurückgeworfen waren, unsere nächste Verteidigungslinie aufbauen würden.

An der Front aber herrschte eine ganz andere Stimmung. Unsere achte Armee war frisch, hart und elastisch und wurde täglich besser — ein wahrhaft großartiger Haufen.

Wer wie ich im ersten und zweiten Weltkrieg und in Griechenland mit der Truppe eng zusammengelebt hat, der hat bald heraus, was sie taugt. Er kann im Jeep durch die Stellungen fahren, hie und da zu einem kurzen Gespräch anhalten, und am Ende eines solchen Tages kann er sich ein ziemlich genaues Bild davon machen, wie sie sich im Kampf bewähren wird. Wie ich so die achte Armee besichtigte, ging mir das Herz auf. „Hallo, Soldat!" pflegte ich zu rufen, und als Antwort kam ein Grinsen, ein militärischer Gruß und ein „Hallo, General!" Alles atmete Bereitschaft, Manneszucht, Kameradschaft und Zuversicht. Ein Unteroffizier fragte mich allen Ernstes: „Was hält uns zurück, General? Warum bringen wir's nicht zu Ende?" Überall bei meinen Gesprächen traf ich junge Leutnants mit harten, entschlossenen Gesichtern, und ich wußte: die achte Armee war kampfbereit.

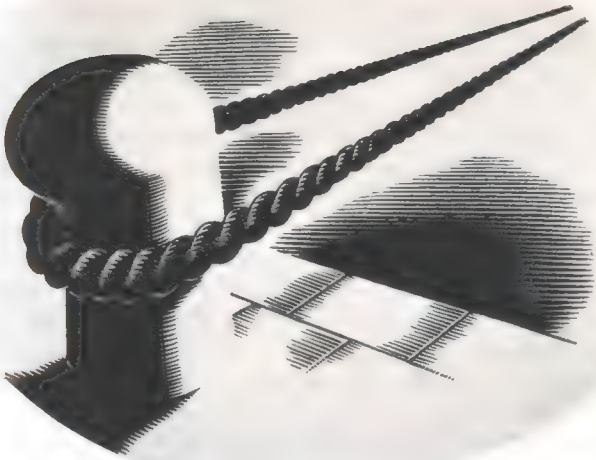
Ich entschloß mich, Seoul zu halten.

Selbstverständlich würden wir bei dem zu erwartenden Ansturm von 630 000 Mann etwas zurückweichen, etwas Gelände aufgeben müssen; aber ich setzte die auf jeden Fall zu haltende Linie — ihr Deckname war „Goldene Linie" — nördlich von Seoul fest.

Ich war überzeugt, daß wir uns halten könnten. Zudem hatte ich das Gefühl, daß, wenn wir Seoul abermals in Feindeshand fallen ließen, wenn wir wieder in seinen Straßen kämpfen und den Wunden, die der Krieg dieser Stadt schon geschlagen, noch neue hinzufügen müßten, die Südkoreaner den Mut und wir damit den Krieg verlieren würden — zumindest moralisch, wenn auch nicht gleich im Felde.

Die Roten von uns besiegt

Am 22. April — es war der achte Tag nach meiner Ankunft in Korea — erfolgte der Angriff. Bald war die größte Schlacht des Krieges entbrannt. Wir mußten schwere Verluste hinnehmen. Das 1. Bataillon des englischen Gloucestershire-Regiments und die 170. Granatwerferbatterie erboten sich, einen strategisch wichtigen Hügel zu halten, und von ihrer Gefechtsstärke von 500 Mann blieben nur 42 übrig — wohl das hervorragendste Beispiel der Tapferkeit eines ganzen Verbandes in der modernen Kriegsgeschichte. Weiter östlich im Raum Kapjong riegelten ein australisches Bataillon



Im Spiel der Kräfte

So ist es doch - es gibt Tage in unserem arbeitsreichen Leben, da werden Hügel zu Bergen und unsere Kraft reicht kaum aus, sie zu bezwingen.

In solchen Zeiten kann Ihnen MILO eine große Hilfe und Wohltat sein. MILO stärkt Körper und Geist. Es enthält viel Gutes für Sie. Gutes in vielfältiger Weise: ein Wunder, daß es gleichzeitig so köstlich schmeckt.

Erwarten Sie nicht, daß MILO über Nacht die Spannkraft wiederherstellt, die Ihnen vielleicht durch monatelange Überarbeitung verlorenging. MILO bittet darum, ständig genommen zu werden.

Wenn Sie eine MILO-Kur beginnen und täglich eine oder zwei Tassen trinken, dann fühlen Sie bald, was MILO für Sie bedeutet.

MILO ist ein leicht zu bereitendes, kraftspendendes Milch-Kakao-Getränk, das einen Zusatz von Vitaminen und anderen wertvollen Aufbaustoffen enthält.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.

EIN NESTLE ERZEUGNIS: GUT WIE ALLES, WAS DEN NAMEN NESTLE TRÄGT

und ein Bataillon des kanadischen leichten Infanterieregiments Princess Patricia einen tiefen Einbruch ab. Ihre beispielhafte Tapferkeit war so erhebend, daß ich ihre Einheit durch eine ehrenvolle Erwähnung im Armeebericht auszeichnete.

Die „Goldene Linie" wurde gehalten. Seoul war gerettet. Nachdem wir den ersten Großangriff des Feindes zwischen dem 22. und 28. April zurückgeschlagen hatten, gruben wir uns ein und erwarteten den nächsten Ansturm. Wir warteten und warteten, aber er kam nicht.

Erst später, als ich den Feind und seine Schwächen besser kannte, wurde mir klar, was für eine Gelegenheit sich uns zu jenem Zeitpunkt geboten hatte. Damals aber war ich erst zwei Wochen in Korea und konnte noch nicht wissen, daß die Rotchinesen dem Ruf, den sie haben, keinesweg entsprechen und daß ein Gegenangriff sie vernichtend geschlagen hätte.

Der nächste rote Angriff erfolgte am 16. Mai in der östlichen Frontmitte. Gleichzeitig trieb der Feind an der Ostküste einen nordkoreanischen Keil nach Süden vor. Die bloßen Verteidigungsstrategen, die es immer noch in der achten Armee gab, hatten Angst, wir könnten umfaßt und schließlich abgeschnitten werden. Ich entschloß mich zu einer ganz anderen Strategie. Ich erinnere mich, daß ich zu meinem Stab sagte: „Wir kümmern uns nicht um sie. Dort gibt es nichts für sie zu holen. Ihre Soldaten werden verhungern oder sich ergeben."

Wir leisteten also im Osten und an der Küste keinerlei Widerstand; die roten Soldaten müssen bei ihrem Vormarsch dort gedacht haben, daß dieser Krieg ein Kinderspiel sei.

Am dritten Tage der Schlacht starteten wir die erste in diesem Krieg überhaupt gegen Chinesen gerichtete Gegenoffensive, und sie ließen sich völlig überrumpeln. Statt von den Chinesen, die sich im Osten über Berge und Straßen bis zu 80 Kilometer nach Süden ergossen hatten umfaßt zu werden, schnitten wir sie ab und erledigten sie mühelos.

Entschlossenheit, gewaltige Feuerkraft und die heldenhafte Standhaftigkeit aller unserer Truppen hatte die Angriffswellen der Rotchinesen eingedämmt, und unsere Gegenoffensive war erfolgreich verlaufen. Am 22. Mai stellte der amtliche Bericht fest, daß die Streitkräfte der Vereinten Nationen die chinesische Offensive zum Stillstand gebracht hatten. Am 24. Mai überschritten wir wieder einmal den 38. Breitengrad.

Wir hätten auf unseren Sieg leicht nachstoßen und den Feind vernichtend schlagen können; aber das entsprach nicht den Absichten der Regierung in Washington; unser Außenministerium hatte die Kommunisten bereits davon unterrichtet, daß wir uns mit den 38. Breitengrad zufrieden geben wollten.

Anstatt Weisung zum Angriff zu erhalten, fanden wir, daß unsere Handlungsfreiheit mit der Zeit immer mehr durch Vorschriften eingeengt wurde. Sogar in der Frage der

Auf zur großen Fahrt!

Zum Nordkap? In die Südsee? Bewahre, lieber Freund! Uns lockt nicht die Ferne, uns lockt das Schöne. Morgen starten wir –, irgendwohin. Wo man vollauf damit beschäftigt ist, nichts zu tun zu haben. Sie machen mit? Oh, wie nett! Ob Sie mir vorher etwas besorgen können? Aber gewiß! Bi-Strümpfe! Damit Sie die eleganteste Frau am Arm haben, wenn Sie mich abends ausführen.

Bi STRÜMPFE **Punkt für Punkt perfekt**

Eine Neuigkeit für Sie! Die drei Qualitäten »der Bi-Strumpf mit dem lila, dem grünen und dem roten Punkt« sind nach dem MATELUN-Verfahren mit besonderem Krepp-Effekt gearbeitet. Mehr darüber sagt Ihnen der neue Bi-Prospekt, den Sie kostenlos erhalten von Gerh. Bahner & Co., Strumpfwirkerei, Lauingen/Donau 10

Begradigung unserer Front zwecks besserer Abwehrmöglichkeiten wurden wir durch Befehle vom Fernostkommando in Japan, die mutmaßlich auf Weisungen aus Washington zurückgingen, gehemmt. Zuerst durften wir noch eine ganze Division dafür einsetzen, dann wurde die erlaubte Truppenzahl immer mehr herabgesetzt, bis wir uns schließlich praktisch auf Spähtrupptätigkeit beschränken mußten.

Der Feind erholte sich rasch von den Schlägen, die wir ihm im Mai zugefügt hatten, und war am 10. Juni wieder eingegraben. Und das ist der Grund, weshalb ich nach diesem Zeitpunkt General Ridgway beipflichtete — wie zur Widerlegung meiner Überzeugung, daß der Feind auf der Flucht war, berichtet worden ist —, daß ein Vorrücken um 30 Kilometer, wie es damals erwogen wurde, „zu viele Verluste kosten würde". Zwischen den Bedingungen, die am 26. Juni herrschten, und der Gelegenheit, die sich einen Monat vorher geboten hatte, bestand ein himmelweiter Unterschied. Ebensowenig ist eine endgültige Niederlage des Feindes mit einem auf 30 Kilometer begrenzten Vorrücken vergleichbar.

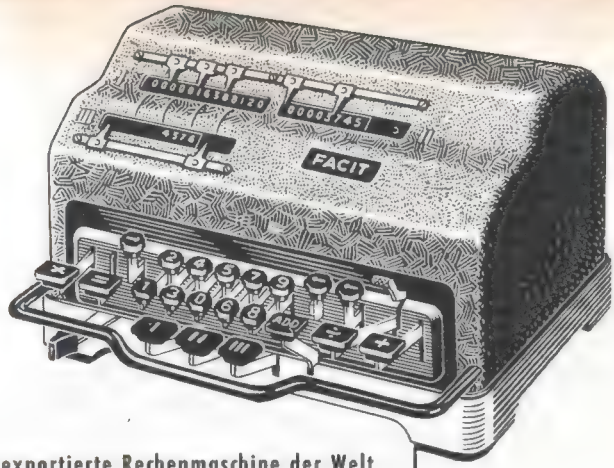
Die Schwäche der Roten

Während meiner Anwesenheit in Korea boten sich immer wieder Gelegenheiten, bei denen mir ganz klar war, daß ich die Kommunisten endgültig schlagen konnte — und an deren Ausnutzung ich durch die hohe Politik gehindert wurde.

Die Gelegenheit besteht auch heute noch. General Maxwell Taylor, der neue Befehlshaber der achten Armee, kann sie ebenso leicht ergreifen, wie ich es hätte tun können, vorausgesetzt, daß unsere Politiker ihm freie Hand geben.

Die Wahrheit über die rotchinesischen Streitkräfte ist noch nie berichtet worden, und es ist hohe Zeit, daß sich jemand findet, der sich unmißverständlich hierzu äußert. Der einzelne rotchinesische Soldat ist ein sehr ernst zu nehmender Gegner. Das gilt besonders für die kommunistischen alten Kämpfer, die den chinesischen Bürgerkrieg vom Anfang bis zum Ende mitgemacht haben. Diese Männer sind zäh und stolz; viele von ihnen sind todesmutige Fanatiker.

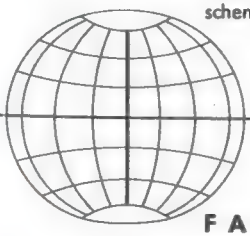
Die meisten Männer im chinesischen Heer aber sind gar keine Kommunisten, obgleich damit gerechnet werden muß, daß sie, von der Propagandaflut der jeder Einheit zugeteilten politischen Kommissare überschwemmt, rasch zu Kommunisten werden. Viele der Soldaten sind Nordkoreaner, die für ihre kommunistische Marionettenregierung nie Verständnis aufbrachten und nie zu kämpfen wünschten; es sind einfach Männer, die mit ihren Familien auf ihren Bauernstellen in Ruhe gelassen werden wollen. Sie sind gegen ihren Willen zum Dienst im chinesischen Heer gepreßt worden und kämpfen nur, weil sie die Pistole im Rücken fühlen. Das gilt auch für die Tausende ehemaliger nationalchinesischer Sol-



Die meistexportierte Rechenmaschine der Welt

RECHNEN SIE WIRTSCHAFTLICH?

In einhundertzwei Ländern der Erde wird bereits mit FACIT gerechnet. Und zwar mit jener Überlegenheit, die das FACIT-Zehntasten-System erlaubt – das weltbewährte System, mit dem Sie die schwierigsten Rechenaufgaben lösen und kostbare Arbeitszeit ersparen. Hier ist nichts kompliziert. Die sinnvolle Mechanik funktioniert absolut sicher. Jedes Teil ist aus Schwedenstahl, unempfindlich und gebrauchsfest – jedes einzelne in jahrzehntelanger Entwicklung ausgereift. Für jegliche Rechenarbeit, ob für alltägliche Aufgaben oder spezielle, komplizierte Rechenvorgänge, bietet das FACIT-Programm das entsprechende Modell – von der Handkurbelmaschine bis zum elektrischen Super-Automaten.



FACIT

FACIT GMBH · DÜSSELDORF

AUSSTELLUNGSRÄUME UND VERWALTUNG: ALLEESTRASSE GEGENÜBER DER OPER

WERK UND KUNDENDIENST: DÜSSELDORF-REISHOLZ

daten, die ebenfalls gewaltsam in das Heer ihres früheren Feindes eingegliedert worden sind.

Jedoch sind auch diese Nichtkommunisten gute Soldaten. Die gepanzerte Faust hinter ihnen zwingt sie dazu. Die niedrigste Einheit des rotchinesischen Heeres besteht aus drei Mann, von denen jeder verpflichtet ist, auf die beiden anderen aufzupassen, und jeder seinerseits weiß, daß diese auf ihn aufpassen. Selbst wenn einer der drei zur Latrine geht, gehen die beiden anderen mit. Kein Soldat wagt es, einem Befehl nicht zu gehorchen oder sich zu beschweren. Jeder, der auch nur einen Schritt zurückweicht, ehe der Befehl zum Rückzug erteilt ist, wird erschossen. Erschossen wird auch, wer so vorgeht, als trage er sich mit dem Gedanken, überzulaufen.

Die Tapferkeit und der Gehorsam der roten Streitkräfte sind unglaublich und ergreifend. Wenn ein Bataillon den Befehl erhält, gegen die Mündungen unserer Geschütze anzulaufen, dann gibt es kein Anhalten, bis auch der letzte Soldat auf den Leichen seiner Kameraden gefallen ist.

Mit ihrer Artillerie gehen die Chinesen ebenso verschwenderisch um. Ein Vergleich mit unserer europäischen Erfahrung im zweiten Weltkrieg mag dies erläutern. Wenn in Europa eine unserer Infanteriegruppen in deutsches Artilleriefeuer geriet, forderte sie einfach ein Beobachtungsflugzeug an. Die Deutschen gingen mit ihren Geschützen und Geschützbedienungen sparsam um und vermieden es sorgfältig, ihre Stellung einem Flugzeug zu verraten, das unser Feuer auf sie lenken konnte. Ein einziges Kleinflugzeug genügte, sie zur Feuereinstellung zu veranlassen.

Als General Mark Clark vorigen Herbst auf einer Besichtigungsreise nach Korea kam, war er erstaunt darüber, daß wir unsere gesamte Spähtrupptätigkeit bei Nacht durchführten. Warum, so meinte er, tun wir es nicht bei Tage, da wir doch Beobachtungsflugzeuge losschicken und so die feindlichen Geschütze zur Einstellung des Feuers veranlassen könnten? Wir antworteten ihm, daß diese Taktik in Korea einfach nicht verfängt. Die Roten feuern ungeachtet unserer Gegenmaßnahmen drauflos, selbst wenn wir Sturzkampfflugzeuge schicken, die sie vernichten können. Es ist der verschwenderischste Artillerieeinsatz, den es je gegeben hat.

Bei Beginn eines Vorstoßes wird dem roten Soldaten nur die Richtung gezeigt, die er einzuschlagen hat, mit dem Befehl, so lange vorzugehen, wie er kann. Anders als unsere Soldaten hat er keine kugelsichere Weste und keinen Helm. Sein Gewehr ist geladen, und er hat 200 Schuß in einem Patronengurt, den er sich um den Leib schlingt. Er trägt einige primitive Handgranaten, die nicht einmal die halbe Sprengkraft der amerikanischen Handgranaten besitzen. Seine Verpflegung besteht aus einer grob gemahlenen

...DARAUF EINEN *Dujardin*

Getreidemischung aus Reis, Weizen, Hirse und Gerste, die er in einem Stoffschlauch bei sich führt, der wie eine Wurst aussieht.

Oft ist dieser Schlauch in Teile abgeschnürt, die die Tagesrationen bezeichnen. An ihnen kann sich der Soldat abzählen, daß von ihm erwartet wird, sechzehn Tage davon zu leben, ehe er eine neue Zuteilung bekommt. Er kaut die gemahlenen Körner, wenn nötig, roh und trocken, und kocht sie, wenn möglich, in seinem Kochgeschirr.

Die kleinen Dreiergruppen beginnen den Vormarsch, während jeder Mann scharf auf die beiden anderen aufpaßt. Sie marschieren nachts und verstecken sich bei Tage, wobei sie, so gut es eben geht, im Schutz von Gebüsch oder Felsspalten schlafen. Sie wissen, daß sie, wenn sie verwundet sind, allein gelassen werden und ebensowenig Hilfe zu erwarten haben wie ein angeschossenes Tier im Urwald. Die Kommunisten haben nichts, was sich mit unserem Sanitätskorps, unseren Frontverbandplätzen und unseren gut eingerichteten rückwärtigen Lazaretten vergleichen läßt. Etwas primitiver Verbandstoff und einige wenige Medikamente ist alles, was sie ihren Soldaten bieten können.

Wie lange aber bleibt der rote Soldat kampffähig? Bei seinem spärlichen, unregelmäßigen, auf ein paar Stunden beschränkten Tagesschlaf wird er bald schlapp. Seine 200 Schuß Munition fangen an auszugehen. Seine gemahlenen Körner werden vom Regen naß und von der Hitze sauer. Nach fünf oder sechs Tagen ist seine Kampfkraft dahin. Und wo sind Reserven, Nachschub, neue Verpflegung? Der Aufbau der für einen längeren Angriff erforderlichen rückwärtigen Dienste übersteigt die Fähigkeit des rotchinesischen Heeres.

Demgegenüber haben wir Amerikaner ein Heer, das imstande ist, sich aus der Bewegung heraus umzugruppieren, hier einen Schlag auszuteilen, dort einen Vorstoß zu machen, ständig neue Schwerpunkte zu bilden und beim Angriff dauernd mit voller Wucht am Feind zu bleiben, so daß er sich weder ausruhen noch eingraben kann. Das ist eine Taktik, zu deren Ausarbeitung, Vervollkommnung und Normung Generationen von Ausbildern nötig waren.

Mit ihrer eisernen Disziplin, ihrem Fanatismus und ihrer Nichtachtung des menschlichen Lebens können die Rotchinesen einen Angriff unternehmen, der am ersten Tag und vielleicht auch noch am zweiten unwiderstehlich erscheint. Aber schon am dritten Tag beginnt er zu erlahmen.

Unser großer Fehler in Korea

Der erste Fehler, den wir alle gemacht haben, in Korea und in Washington, war, die Kampfkraft der rotchinesischen Armeen zu überschätzen, die zwar ungestüm angreifen, aber wenig Durchstehvermögen besitzen. Dieses erste Fehlurteil über Schlagkraft und Beweglichkeit der roten Armeen hat zu einer Einstel-

Floridas
Liebling Nr. 1
freut sich täglich
über GUITARE, der
in Wasser und Sonne stundenlang
unverändert schön hält. Durch hohen
Lanolingehalt schützt er auch empfindliche Lippen vor dem Austrocknen. Der
fette GUITARE leuchtet wie Lack und gibt
auch Ihrem Mund jenen feuchten, samtartigen Glanz, der so anziehend wirkt.
Guitare
der fette,
nicht schmierende
Lippenstift mit Lanolin
Jetzt in dieser
eleganten Metallhülse
für nur DM 2.85
PARIS LONDON HOLLYWOOD

lung geführt, die uns während des ganzen Krieges gehemmt hat und bei den Friedensbesprechungen immer noch hemmend wirkt.

Auch der Nachschub ist für die Kommunisten ein ernstes Problem. Das Volk in Nordkorea ist heute nur noch ein Schatten seiner selbst. Vor dem Einbruch der Kommunisten lebten dort etwa acht Millionen Menschen. Davon flohen drei Millionen vor dem Kommunismus nach Süden. Eine weitere Million ist einfach verschwunden, teils im Krieg umgekommen, teils von den roten Machthabern liquidiert worden.

Als die Kommunisten in den ersten Monaten des Jahres 1950 das Signal zum Kriege gaben, hatte das nordkoreanische Heer etwa 20 Divisionen. Als ich Korea verließ, waren noch sieben nordkoreanische Divisionen übrig, und selbst unter den Bedingungen des Stellungskrieges waren nur drei davon stark genug zum Fronteinsatz. Damals hielten die Nordkoreaner nur noch etwa ein Fünftel der Kampflinie. Die anderen vier Fünftel werden von rund 850 000 rotchinesischen Soldaten gehalten, die über lange und verwundbare Nachschublinien einmarschiert sind. Wenn weitere Truppen benötigt werden, so müssen auch sie hereingebracht werden, denn kriegsverwendungsfähige Nordkoreaner, die man einziehen könnte, gibt es nicht mehr.

Während der ersten anderthalb Kriegsjahre konnte das nordkoreanische Heer aus dem Lande selbst mit Nahrung, Kleidung und persönlicher Ausrüstung versorgt werden; eine kleine Munitionsindustrie, die in Eisenhütten und Schmiedewerkstätten eingerichtet war, lieferte sogar primitive Handgranaten.

Während des letzten Jahres ist Nordkorea so gründlich verwüstet worden, daß das Land jetzt fast nichts mehr hervorbringt. Zusätzlich zu sämtlichem Kriegsmaterial – von russischen Lastkraftwagen und Geschützen bis zu chinesischen Gewehr- und Munitionslieferungen – müssen die Roten jetzt auch Bekleidung und sogar alle Lebensmittel einführen. Die am häufigsten vorgebrachte Klage der gegnerischen Soldaten, die wir gefangennehmen, betrifft die schlechte Qualität der von den Kommunisten gelieferten Verpflegung.

So hängt jetzt alles von den Nachschublinien ab, das heißt von langen Lastwagen- und Eisenbahnverbindungen mit Wladiwostok, Mukden und dem Inneren Chinas. Getreu unserer Politik, jenseits der mandschurischen Grenze nichts für unsere Verteidigung zu tun, werfen wir auf diese langen und zum Angriff einladenden Strecken außerhalb Nordkoreas keine Bomben. Innerhalb des Landes aber kommt selbst bei unserer Politik des begrenzten Krieges den Kommunisten jede Nachschubliefe rung entsetzlich teuer zu stehen.

Nordkorea ist ein Land mit zahlreichen Bergen, engen Tälern und reißenden Flüssen. Die Bahnstrecken und Straßen schlängeln sich, so gu

Klein und leicht

stets in der Tasche

MINOX

Camera

Fordern Sie bitte Prospekte

MINOX G·M·B·H GIESSEN

Postfach 137 h

es eben geht, durch Hunderte von Tunnels, über Tausende von Brükken. Für Lastwagen sind die Straßen mörderisch, denn sie führen über Berg und Tal, sind schlammig, steinig, voll Haarnadelkurven, Höcker und Schlaglöcher.

An der Ostküste entlang verlaufen die Haupteisenbahnlinie und die Autostraße von Wladiwostok her in Reichweite unserer Schiffsbatterien. Unsere Marine feuert gern einmal eine Salve in einen darüberliegenden steilen Abhang, um durch einen Erdrutsch die Gleise oder die Straße zu verschütten.

Die anderen Beförderungswege in Nordkorea werden von unseren Flugzeugen aufs Korn genommen. Jede einzelne Brücke ist schon zerschlagen worden, und zwar nicht nur einmal, sondern immer wieder. Wir haben die Gleise und Straßen in Abständen von je hundert Metern unterbrochen. Wir haben die Tunnels stets aufs neue verschüttet.

Nur der Zusammenballung der Bevölkerung entlang den Beförderungswegen sowie ihrer asiatischen Geduld ist es zuzuschreiben, daß überhaupt noch gefahren wird. Die Kommunisten sind außerordentlich geschickt in der Behebung der von uns verursachten Schäden. Wenn wir eine Bahnlinie unterbrechen, so werden sämtliche Einwohner der nahegelegenen Dörfer zum Arbeitsdienst befohlen. Mit den bloßen Händen setzen sie in der Nacht und, wenn nötig, auch noch am nächsten Tag, das Zerstörte wieder instand.

Wird ein Tunnel verschüttet, so schwärmen sie wie die Ameisen hinein und tragen die Steine Stück für Stück heraus. Wird eine Brücke zerschlagen, so bauen sie ein Gerüst aus Baumstämmen. In der Nähe von Sinanju, wo die Hauptstrecke von Mukden den Tschontschon-Fluß überquert, arbeiten sie fortwährend gleichzeitig an zehn derartigen Notbrücken, um wenigstens immer eine zu haben, die benutzbar ist.

Trotz der Sklavenarbeit aber ist dies alles unerhört verlustreich, besonders da die Einrichtungen des Feindes zur Instandhaltung der Lokomotiven und Lastkraftwagen nicht viel taugen. Selbst wenn wir niemals direkte Treffer erzielten — tatsächlich vernichten wir fortwährend ganze Züge und Lastwagenkolonnen —, wären die Einbußen des Feindes schwerwiegend genug. Auf den zerfahrenen Straßen fallen viele Lastkraftwagen aus. Da nachts gefahren wird, und zwar mit so wenig Licht wie möglich, ist die Unfallziffer hoch.

Die Höhe der feindlichen Verluste an Beförderungsmitteln ist schwer zu schätzen. Einige unserer Nachrichtenleute berichten so hohe Zahlen, daß wir kaum wagen, ihnen Glauben zu schenken. In bezug auf Lastwagen aber können wir eins mit Sicherheit sagen: hätten wir so viele verloren wie der Feind, dann wären wir trotz der Leistungsfähigkeit der amerikanischen Kraftwagenindustrie in ernsthaften Schwierigkeiten.

Es fällt dem Feind sehr schwer

Spätsommer 1896: Mr. und Mrs. Astor IV geben eine glanzvolle Supper-Party auf dem Dachgarten des Waldorf-Astoria-Hotels. Im Schein der Kristalleuchter erstrahlen die Roben der Damen, reich besetzt mit Spitzen, Bändern und Kristallperlen.

ASTOR

eine Waldorf-Astoria Cigarette

im Königsformat mit Korkmundstück

WALDORF-ASTORIA * HAMBURG-MÜNCHEN

selbst für den bloßen Stellungskrieg genügend Nachschub heranzuschaffen. Sollten wir je einen wirklichen Druck ausüben und ihn zum Kämpfen zwingen, so würden wir ihm ein fast unlösbares Transportproblem aufgeben. Er müßte dann entweder tagsüber fahren oder die Fahrgeschwindigkeit seiner Lastzüge bei Nacht erhöhen, und das bedeutet, daß er mit aufgeblendeten Scheinwerfern fahren müßte. In jedem Falle hätten unsere Flugzeuge günstige Ziele.

Die Roten haben den Krieg verloren, es sei denn, wir helfen ihnen

Vom strategischen Standpunkt aus haben die Kommunisten — wie sie selbst sehr wohl wissen — den Krieg in Korea schon verloren, vorausgesetzt, daß wir Amerikaner nicht so töricht sind, ihnen einen guten Abgang zu verschaffen.

Es ist wesentlich, uns dies bei allen Verhandlungen mit den Kommunisten vor Augen zu halten und ferner nicht zu vergessen, daß der heiße Krieg, der in Asien tobt, jetzt an vier Fronten geführt wird. Die eine Front, die über eine Million feindliche Soldaten bindet, ist in Korea. Zwei weitere Fronten verlaufen durch Indochina und Malaya. Die vierte Front befindet sich auf Formosa, wo Tschiang Kai-scheks uns befreundete Streitkräfte stehen, und auf dem chinesischen Festland gegenüber Formosa.

Jede einzelne dieser Fronten ist ein Brennpunkt in dem weltweiten Existenzkampf, den die freie Wel gegen den kommunistischen Fein führt. Jede ist lebenswichtig für di anderen, und das einfachste strate gische Denken gebietet, daß di Völker der freien Welt ihr Handel an allen diesen Fronten aufeinand abstimmen.

Ein Nachgeben an einer dieser vie Fronten würde die anderen einer zusätzlichen kommunistischen Druc aussetzen. Wenn Rußland seine Pol tik seit Stalins Tod wirklich geände hat und Frieden für ganz Asie wünscht — schön und gut. Soll dies aber nicht der Fall sein, so kö nen wir es uns nicht leisten, den Ve lockungen des Feindes zu erliege und unseren eindeutigen militär schen Vorteil in Korea aufzugebe nur um den Kommunisten fre Hand für ihre Unternehmungen g gen Indochina oder Formosa zu la sen.

Wenn wir irgendwo gegen d Kommunisten Krieg führen müss — und sie selbst haben sich daf entschieden —, dann ist für uns ta sächlich Korea der geeignetste Rau und das südkoreanische Volk der g eignetste Bundesgenosse.

Die Südkoreaner sind hervorragend Soldaten

Als die Rotchinesen ihre gro Frühjahrsoffensive im Jahre 19 eröffneten, stand die südkoreanisc 6. Division im Fronteinsatz zwisch zwei amerikanischen Verbände Diese südkoreanischen Soldaten g gen vorsichtig über ungünstig

ER: „Der Duft, der Dich umgibt, bezaubert mich immer wieder von neuem."

SIE: „Es ist mein Lieblingsparfum, dieser rassige Duft von »Ellocar-herb.« Er hebt auch meine Stimmung, wenn ich bedrückt bin. Man sollte nicht meinen, wie glücklich und zufrieden diese kleinen Genüsse des Lebens machen."

VERKAUFSPREISE: FLASCHE DM 1.—, 1.50, 2.50, 3.75 u. 6.50

Berggelände vor, um zu erkunden, was vor ihnen lag.

Plötzlich befanden sie sich vor einer zusammengeballten Angriffswelle der Roten. Und nun ereignete sich der vielleicht schlimmste Zusammenbruch, den es in diesem Krieg gegeben hat.

Die Fronteinheiten der südkoreanischen 6. Division zerschmolzen und waren einfach weg. Ohne Widerstand ergossen sich die Chinesen Kilometer um Kilometer in diese Lücke. Rechts und links von diesem Einbruch wurden die beiden amerikanischen Verbände umfaßt und waren von einer äußerst gefährlichen Einkesselung bedroht.

Es hagelte Vorwürfe auf die Südkoreaner. Gleich zu Beginn der Bewährungsprobe waren sie zusammengebrochen und hatten unsere ganze Armee der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt.

So lauteten die ersten hastigen Urteile. Wie aber sah die Sache in Wirklichkeit aus?

Die südkoreanische 6. Division war damals 10 000 Mann stark; wir hatten sie nur mit beschränkter Feuerkraft, nämlich mit Karabinern und leichten Maschinengewehren ausgerüstet. Sie hatten keine schweren Maschinengewehre; sie hatten nicht einmal Handgranaten. Sie hatten einige Granatwerfer mit wenig Munition. Die paar Geschütze, die sie besaßen, waren bei der Unwegsamkeit des Kampfgeländes praktisch nutzlos.

Diese 10 000 leichtbewaffneten Soldaten waren mit vier vollstarken chinesischen Armeen, die im zügigen Vorrücken waren, zusammengestoßen.

6000 der 10 000 Südkoreaner fielen sofort oder wurden verwundet. Den anderen blieb nur der Ausweg der Flucht.

Ich sah in der Niederlage der 6. Division nichts Entehrendes. (Das gleiche Schicksal hatte im Dezember 1944 die amerikanische 106. Division ereilt, als sie von der Rundstedt-Offensive in den Ardennen überrannt wurde.)

Sobald die Schlacht nachließ, bestand ich darauf, die 6. Division wieder zu ihrer vollen Stärke aufzufüllen. Wir stellten sie aus den übriggebliebenen Offizieren und Soldaten und 6000 neuen Mannschaften sorgfältig wieder zusammen, und diesmal statteten wir sie mit mehr Feuerkraft aus.

Damals fühlte sich der Befehlshaber der 6. Division, Brigadegeneral Tschang Do Yung, durch seine Niederlage so entehrt, daß er und einige seiner Offiziere einen Geheimbund, die Gelben Tiger, gründeten. Sie leisteten einen feierlichen Schwur, daß keiner von ihnen je wieder einen Fußbreit Boden aufgeben oder der Truppe gestatten würde, dies zu tun, außer auf ausdrücklichen Befehl von oben.

Zur Zeit unserer Gegenoffensive im Mai war General Tschang mit seiner Division wieder in der vordersten Frontlinie und kämpfte zwischen der 7. und der 24. amerikanischen

gibt dem Bein Figur!

Division. Sie kamen über schwieriges Gelände weiter voran als irgendeine andere Einheit im mittleren Frontabschnitt. Seitdem hält dieser Verband nunmehr schon vierzehn Monate lang ohne Ablösung einen der wichtigsten und am härtesten umkämpften Abschnitte.

Der Koreaner ist intelligent, lernt schnell, ist außerordentlich gehorsam, leidet ohne zu klagen und ist überhaupt nicht verwöhnt. Seine Zuversicht und innere Haltung sind vorbildlich, und er weiß genau, wofür er kämpft. Er kennt den Kommunismus und seine Werke aus eigener Anschauung; mindestens ein Mitglied seiner eigenen Familie ist getötet oder verschleppt oder seines Eigentums beraubt worden. Alle, zu denen er aufblickt, von der Regierung der Republik Korea bis zu den maßgebenden Männern in Stadt und Land, feuern ihn zum Kampf an. Die koreanischen Frauen, ob einzeln oder organisiert, sind hundertprozentig für die Fortsetzung des Krieges. Sie dulden keinen kriegsdienstfähigen Mann im militärischen Alter zu Hause; sollten die Männer versagen, so würden die Frauen selbst das Gewehr zur Hand nehmen.

Die südkoreanischen Streitkräfte sind jetzt 600 000 Mann stark. Wir haben etwa 20 000 ihrer Offiziere ausgebildet, davon über 1000 auf Kriegsschulen in den Vereinigten Staaten. Sie sind in 16 Divisionen gegliedert und können jederzeit vier zusätzliche Divisionen aufstellen; diese 20 Divisionen sind auf unbegrenzte Zeit einsatzfähig. Die Koreaner halten gegenwärtig etwa zwei Drittel der Frontlinie.

Wir sind in der glücklichen Lage, auch von einem koreanischen Arbeitsdienstkorps unterstützt zu werden. Seine Mitglieder sind die unbesungenen Helden dieses Krieges. Meines Wissens hat es noch nie etwas Derartiges gegeben. Es besteht aus Männern über fünfunddreißig, die Familie haben. Diese Männer arbeiten im rückwärtigen Gebiet bis zur Hauptkampflinie und rücken häufig gleich hinter unserer ersten Angriffswelle ein; Tausende von ihnen sind verwundet worden oder gefallen. Sie entladen unsere Lastwagen, bauen Straßen, reinigen Waffen und tun Küchendienst. Wenn die Schlacht tobt, wenn unsere Truppen einen größeren Vorstoß machen und einen neuen Hügel nehmen, dann leistet das koreanische Arbeitsdienstkorps seine wertvollste Arbeit. In einem Gelände, das kein Lastwagen befahren kann, schleppen die Männer unseren Nachschub heran — schweres Bauholz für Bunker, Munition, Verpflegung. Sie sind es gewohnt, Lasten auf dem Rücken zu tragen, diese Koreaner, und vollbringen wahre Wunder an Kraft und Ausdauer. Klein wie der Koreaner nach unseren Begriffen ist, kann er sich an ein und demselben Tag eine Zentnerlast aufpacken, damit bergauf gehen, sie über 15 Kilometer weit tragen, abliefern und an den Ausgangspunkt zurückkehren.

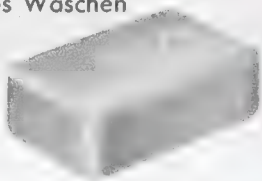
100 000 solche Arbeitsdienstmän-

8 × 4

„Nanu - soo hoch . . ?

. . . so hoch ist es geklettert? Und dabei fühle ich mich noch genau so frisch wie heute Morgen!"

Ja – sie ist erstaunt über den Thermometerstand, aber sie freut sich richtig über die Wärme, weil die desodorierende Wirkung der »8 x 4«-Seife ihr gewinnende Sicherheit gibt. Denn mit »8 x 4« wäscht sie sich täglich – sie weiß: »8 x 4« beseitigt durch einfaches Waschen jeden unangenehmen Körpergeruch.
Und so verleiht »8 x 4« ihr die langanhaltende Frische für den ganzen Tag.



Mit **8 × 4** wird auch „sie"
– ihm wieder sympathisch!

AG 10

ner sind unserer achten Armee zugeteilt, das sind 10 000 für jede amerikanische Division in Korea. Wenn sie nicht wären, müßten wir bestimmt noch mindestens 100 000 Amerikaner nach Korea schicken.

Syngman Rhee ist ein bedeutender Mann

Das koreanische Heer verdankt ein gut Teil seiner Stärke dem Präsidenten von Korea, Dr. Syngman Rhee, einem häufig mißverstandenen, oft falsch eingeschätzten Mann. Als wir die Militärschule für die Ausbildung hoher Offiziere des südkoreanischen Heeres, also die erste koreanische Militärakademie, errichteten, erwies uns Dr. Rhee die Ehre, der Einweihungsfeier beizuwohnen und in der ihm eigenen großen und festen Handschrift ein Wort aufzuschreiben, das wir an der Pforte in Stein einmeißeln ließen: SANG-MU-DAI. Dieses tapfere und klangvolle Wort läßt sich etwa so übersetzen: „Gruß und Ehre allem ritterlichen Soldatentum."

Während der zweiundzwanzig Monate, die ich in Korea war, sah ich Präsident Rhee häufig, meistens einmal jede Woche, bei irgendeiner Einheit seines Heeres. Ich konnte die Anhänglichkeit der Truppen und des Volkes für diesen großen Mann beobachten. Ich habe Leute gesehen, die ihn kniefällig baten, Korea wieder zu vereinigen.

Präsident Rhee wohnt in einem Haus in Pusan, dem es an jedem Komfort fehlt. Er gestattet seiner Regierung nicht, für seine Perso Geld auszugeben; alles soll für da Heer verwendet werden, um di Freiheit des Volkes erringen zu hel fen. Einige Beamte meinten eine Tages, die Würde seines Amtes ver lange, daß er für seine Reisen in Lande ein eigenes Flugzeug besitze Spontan und nachdrücklich erwi derte er: „Wenn ich ein Flugzeug hätte, so müßte es Bomben zum Feind fliegen."

Ich habe das Glück gehabt, di hervorragenden Männer vieler Lände der kennenzulernen. Als Denker Gelehrter, Staatsmann und Patrio ist Syngman Rhee einer der größten Er wurde zum hochgebildeten Kon fuzianer erzogen, von amerikanischen Missionaren zum Christentum be kehrt und trat als junger Mann in Korea der Methodistenkirche bei Er ging nach den Vereinigten Staa ten, um dort zu studieren, wurd Bakkalaureus der George-Washing ton-Universität, Magister der Har vard-Universität und erwarb de Doktortitel in Princeton.

Der Bildungsstand der Koreane ist nicht hoch. Ein halbes Jahrhun dert lang sind ihnen Bildungs- un persönliche Entwicklungsmöglichke ten von den Japanern vorenthalte worden, denen Korea im Jahre 190 bei Beendigung des Russisch-Japan schen Krieges mit dem Einverstän nis der Vereinigten Staaten überan wortet worden war. Sie stande unter der Fuchtel von Großgrund besitzern und lebten in bitterer A mut. Ihre ersten Erfahrungen m

Der große Erfolg

MERCEDES-BENZ

der Demokratie machten sie unter der Leitung ihres 1948 gewählten ersten Präsidenten, eben Syngman Rhees, des George Washington von Korea.

Diese koreanischen Menschen wurden mit kommunistischer Propaganda überschüttet, die sie aufforderte, Amerika zu hassen, die Grundbesitzer und Kapitalisten zu ermorden und die Beute zu teilen. Trotzdem hat Präsident Rhee es fertiggebracht, ihnen klarzumachen, daß die Kommunisten es im Grunde nur auf die Unterdrückung der Freiheit abgesehen hatten. Er vermochte es, ihnen seinen Mut und seine Standhaftigkeit einzuflößen. Er übernahm ein ungebildetes und unorganisiertes Volk und verwandelte es in eins der stärksten Bollwerke gegen die kommunistische Aggression.

Ich wünschte, ich könnte den Präsidenten Rhee, so wie ich ihn kenne, dem amerikanischen Volk nahebringen. Er macht keineswegs den Eindruck eines achtundsiebzigjährigen Mannes. Fast zwei Jahre lang begleitete er mich durchschnittlich einmal in der Woche auch unter den widrigsten Umständen bald an die Kampffront, bald zu Ausbildungslagern. Wenn wir bei kaltem Wetter im offenen Jeep fahren mußten, tat er meine Entschuldigungen mit einer Handbewegung ab und lächelte über meine Besorgnis. Dann kletterte er in den Jeep, und beim Fahren leuchtete sein edler Kopf, von weißem Haar umrahmt, über seiner Parka wie die Sonne über dunklen Wolken.

Wenn Kritiker Syngman Rhee einen störrischen Einzelgänger nennen, so weiß ich wirklich nicht, was sie meinen. Bei meinen Bemühungen, ein südkoreanisches Heer aufzubauen, mußte ich ihn immer wieder um Opfer und Unterstützung aller Art ersuchen. Er zögerte nie und ließ mich nie im Stich. Ich kann nur annehmen, daß die Vorwürfe über Präsident Rhees angeblich mangelhafte Zusammenarbeit mit uns von Leuten kommen, die den Wunsch haben, er möchte die Ziele seines eigenen Volkes aufgeben und sich auf Pläne festlegen, die seiner Meinung nach für die Freiheit der Koreaner verderblich sind. Oft hat man nicht Zusammenarbeit, sondern Unterwürfigkeit von ihm verlangt.

Ehe wir ihn dafür verdammen, daß er sich manchmal geweigert hat, alle unsere politischen Richtlinien in bezug auf Korea anzunehmen, sollten wir bedenken, wieviel besser unsere Lage vielleicht wäre, wenn *wir* unsererseits mit ihm zusammengearbeitet hätten. Um das Recht, eine große südkoreanische Streitmacht aufbauen zu dürfen, mußte er jahrelang mit aller Kraft kämpfen, bevor ihm die amerikanische Regierung schließlich die Erlaubnis dazu gab. Wenn es schon drei Jahre früher nach ihm gegangen wäre, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach der kommunistische Angriff nie erfolgt. Viele Tausende von jungen Amerikanern wären am Leben geblieben; die schreckliche Zerstörung Koreas wäre vermieden worden.

Die große Reisezeit hat begonnen! Und wie schön ist es für die Frau, daß sie nicht mehr zu befürchten braucht, die kostbaren Ferientage könnten durch kleine Unpäßlichkeiten getrübt werden.

Sind Sie dabei?

Gehören Sie zu den modernen Frauen, die es verstehen, auch kritische Tage leicht zu überwinden? – Es liegt wirklich nur an Ihnen, den großen Fortschritt mitzumachen, den die neuzeitliche o.b.-Hygiene für jede Frau bedeutet. o.b. ist der führende deutsche Markentampon, der zuverlässigen Schutz gewährt und mit 3 Größen allen individuellen Unterschieden gerecht wird. Mit o.b. werden auch Sie sich jederzeit unbehindert, frisch und gesund fühlen. o.b. können Sie vertrauen!

Eine Mutter, die eine zweckmäßige und naturgemäße Hygiene wählt, kann für ihr Kind stets die gleiche sein.

o.b. ist auch erhältlich im Saargebiet, in Österreich, in der Schweiz wie in den anderen europäischen Ländern.

Eine Originalpackung o.b. (Inhalt 10 Tampons) kann selbst in der kleinsten Handtasche und sogar im Abendtäschchen diskret mitgenommen werden.

1320

Als im Juli 1951 die Waffenstillstandsgespräche begannen, wies er warnend darauf hin, daß sie ein Trick des besiegten Feindes seien, der sich retten wolle. Das hat sich als zutreffend erwiesen. Immer wieder hat sich gezeigt, daß er die überlegene Weisheit eines äußerst erfahrenen und einsichtigen Staatsmanns besitzt.

Ungeachtet allen Geredes ist der Koreaner ein hervorragender Soldat und ein großartiger Bundesgenosse. Überall in der Welt gibt es Völker, die im Geiste fest auf unserer Seite stehen. Aber nicht allein in Gedanken, sondern mit Leib und Seele werden sie zu uns halten, wenn wir ihnen durch Ausbildung und Ausrüstung die Möglichkeit dazu geben. Vielleicht ist dies auf lange Sicht die einzige Art und Weise, wie die freie Welt frei bleiben kann, denn die Vereinigten Staaten können unmöglich alle denkbaren Fronten gegen den Kommunismus allein halten. Meines Erachtens sollten wir bestrebt sein, unseren Freunden dazu zu verhelfen, daß sie sich selbst helfen können.

Warum haben wir es also in Korea so schwer?

Auf unserer Seite stehen Dr. Rhee und unsere tüchtigen koreanischen Bundesgenossen, die ich als Volk und als Soldaten liebgewonnen habe. Auch die Japaner haben wir für uns. Japan ist der denkbar beste Stützpunkt, den es überhaupt für einen Krieg auf dem asiatischen Festland gibt, wenn wir schon dort kämpfen müssen. Ebenso halten die Filipinos, die Nationalchinesen auf Formosa und das Volk der Indochinesischen Föderation zu uns.

Weshalb steckt dann unser Karren in Korea so im Dreck?

Die Antwort lautet natürlich, daß unsere hohe Politik sich dafür entschieden hat, daß wir keinen Vorteil, den wir erringen, ausnützen, sondern uns statt dessen einbuddeln und auf der Stelle treten. So ist es in Korea zu der sinnlosesten Art des Schützengrabenkriegs gekommen, nämlich zu einem Wettkampf um den Bau der tiefsten Stellungen und um den größten Verschleiß an Artilleriemunition, um sie wieder aufzuknakken.

Was müßten wir von jetzt an in Korea tun?

Soviel ich sehe, gibt es kaum eine Basis, mit dem aggressiven und ehrgeizigen rotchinesischen Regime zu einer echten politischen Regelung im Fernen Osten zu kommen. Mit dem Kreml als stillem Teilhaber führt dieses Regime in Korea und Indochina Krieg gegen die freie Welt und trifft Vorbereitungen zum Krieg gegen Formosa. Ganz offensichtlich verfolgt es das Ziel, im Rahmen des Gesamtplanes zur Bolschewisierung der Welt ganz Asien einzustecken.

Wer diese entscheidende und unerbittliche Tatsache außer acht läßt oder das rote Regime in China beschwichtigt, gefährdet unsere eigene Existenz.

Wenn das Leben uns lacht –
hat es auch eine Zigarette
im Mundwinkel!

IM VOLL-FORMAT

Wenn die Kommunisten ein freies, starkes und vereintes Korea nicht zulassen wollen — und ich sehe keinen Grund für die kühne Hoffnung, daß sie dazu bereit wären —, dann können wir zwischen vier Möglichkeiten wählen:

1. Wir können unsere Streitkräfte zurückziehen und die Südkoreaner ihrem Schicksal überlassen. Dies wäre eine Katastrophe. Südkorea ist ein Experiment mit der freien Demokratie in Asien. Wenn wir es im Stich lassen, verlieren wir das Gesicht im ganzen Pazifik.

Wir mußten Südkorea im Jahre 1950 zu Hilfe eilen, und wir müssen jetzt dort bleiben. Andernfalls steht es den roten Armeen frei, ganz Südostasien zu überrennen. Damit wäre Indien in der Flanke gefaßt und müßte sich mit den Kommunisten verständigen. Auch Japan und den Philippinen bliebe dann nichts anderes übrig. Auf diese Weise ginge ganz Asien an den Kommunismus verloren, und der Pazifik würde ein kommunistischer Verkehrsweg.

2. Wir können uns mit der gegenwärtigen Erstarrung der Fronten im Schützengrabenkrieg weiterhin abfinden. Dies würde einen verhängnisvollen Verlust an Kampfmoral bei der Truppe und letzten Endes die Niederlage bedeuten. Wenn wir unsererseits nur einen Sitzkrieg führen, dann liegt das Gesetz des Handelns beim Feind; dann ist er es, der Umfang, Härte und Stil des Kampfes bestimmt; alle Vorteile sind dann auf seiner Seite.

Das Schlachtfeld ist die hohe Schule der Kriegskunst für seine Streitkräfte. Er beobachtet unsere Taktik und schickt seine Armeen der Reihe nach an die Front, damit wir allen seinen Soldaten den letzten Schliff im modernen Kampf geben. Die Rotchinesen hatten keine Ahnung von der modernen Kriegführung, bis sie unsere Schüler wurden, aber sie lernen schnell. Gleichzeitig sind sie in der vorteilhaften Lage, immer mehr Ausrüstung von den Russen verlangen zu können.

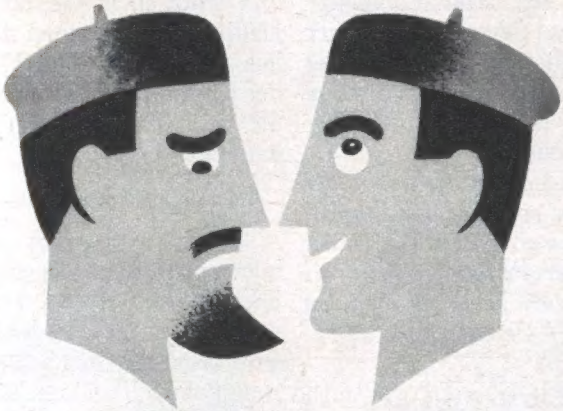
3. Wir können einem faulen Waffenstillstand in Korea zustimmen, der das koreanische Volk geteilt und alle Streitfragen ungelöst läßt. Es ist leicht vorauszusagen, was dann geschehen wird. Die Kommunisten würden die politischen Besprechungen endlos in die Länge ziehen und gleichzeitig für ihre Propaganda auswerten. Für alle demokratisch Gesinnten aber, besonders in Korea und im übrigen Asien, wäre dieser Zustand demoralisierend.

Mit seiner hinterhältigen kommunistischen Dialektik und Propaganda würde der Feind den Waffenstillstand als einen großen kommunistischen Sieg hinstellen — nicht einmal zu Unrecht — und ihn sich zunutze machen, um uns von unseren Verbündeten im Fernen Osten zu trennen. Die erste Zielscheibe einer solchen Agitation wäre Japan.

Wenn wir uns zur Bewegungslosigkeit verdammen lassen, wird sich unsere militärische Lage verschlimmern. Sicherlich würde es unser

Ein guter Tag beginnt mit

Gillette



Überall in der Welt . . .

kennt und schätzt man die wundervolle und saubere Rasur mit einer BLAUEN GILLETTE Klinge. Eine so außergewöhnlich scharfe Klinge kostet verständlicherweise ein paar Pfennige mehr. Aber ihre lange Lebensdauer, die viele Tage eine gleichmäßig glatte Rasur gewährt, macht sie überaus wirtschaftlich. Auch der moderne Franzose rasiert sich mit der BLAUEN GILLETTE.

. . . es lohnt sich,

das Beste

zu kaufen!

Packung mit 10 Klingen DM 1.50

Blaue Gillette Klingen

Volk nicht über sich bringen, den Krieg noch einmal von vorne anzufangen. Gleichzeitig könnte der Feind nach Belieben seine Streitkräfte verstärken, seine Flugplätze vorschieben und riesige Materiallager einrichten, ohne eine Unterbrechung seiner Nachschublinien durch unsere Luft- und Marinestreitkräfte befürchten zu müssen.

Schon einmal haben wir uns in der Falle einer fast vollständigen Waffenruhe fangen lassen. Sie hat uns in der Folge viel mehr Verluste gekostet, als wir erlitten hätten, wenn wir im Jahre 1951 den Krieg bis zum Ende durchgekämpft hätten.

4. Schließlich könnten wir auch den Angreifer militärisch besiegen. Für mich ist dies die einzige sinnvolle unter unseren vier Möglichkeiten.

Es wäre töricht, zu leugnen, daß der Entschluß, den Krieg in Asien durch einen Sieg zu beenden, große Risiken mit sich bringt. Aber ich bin der Überzeugung, daß uns auf lange Sicht keine andere Wahl bleibt, wenn wir unseren Enkeln einen Krieg und die sichere Niederlage ersparen wollen; denn sollte der Kommunismus die Hand auf ganz Asien legen, dann ist es unvermeidlich, daß letzten Endes die gesamte freie Welt fällt.

Falls das rotchinesische Regime seine Pläne zur Eroberung ganz Asiens nicht aufgibt, müssen wir dieses Regime beseitigen. Wir müssen seine Armeen in Korea schlagen und Tschiang Kai-schek und seinen Soldaten zur Rückkehr aufs Festland und zur Befreiung ihres Volkes verhelfen. Ich bin sicher, daß das chinesische Volk uns trotz der Diktatur seiner derzeitigen roten Machthaber und trotz allem Geifern der roten Haßpropaganda immer noch freundlich gesinnt ist. Die Freiheitsliebe der Chinesen ist bestimmt nicht auf die paar Millionen in Formosa beschränkt.

Washington hat uns zurückgehalten

Aus dieser Lage gibt es keinen bequemen Ausweg. Der einzige Lichtblick ist der, daß ein Sieg in Korea viel leichter zu erringen ist, als unsere bisherige schwächliche Regierungspolitik vermuten läßt. Das haben die Ereignisse des vergangenen Spätherbstes bewiesen, als die größte Schlacht seit Beginn des Stellungskrieges in Korea geschlagen wurde. Nicht wir haben sie eröffnet; wir haben in Korea nach dem Befehl gehandelt, überhaupt keine Initiative zu ergreifen. Die Kommunisten boten uns die Schlacht an; wir sind ihr lediglich nicht ausgewichen.

Die Schlacht entbrannte um den von der südkoreanischen 9. Division gehaltenen Schimmel-Berg. Die Kommunisten traten plötzlich zu einem Großangriff an. Die Südkoreaner kämpften prachtvoll. Aber gegen sie rannten drei volle Divisionen der besten rotchinesischen Armee, der 38., mit voller Wucht an und der Kampf wurde von Zeit zu Zeit so heiß, daß ein Überblick unmöglich war. In solchen Augenblicken nahmen wir die Südkoreaner zu

SOENNECKEN-Füllhalter – aus Deutschlands erster Füllhalterfabrik – sind mit der 14 karätigen Goldfeder schon ab DM 11.– erhältlich

rück und deckten den Berg mit unserer gesamten verfügbaren Artillerie ein. Darauf rückten die Südkoreaner wieder vor, bis eine neue rotchinesische Angriffswelle sie zu überwältigen drohte.

Die Schlacht wogte hin und her. In den Vereinigten Staaten waren viele Pressestimmen äußerst kritisch. War es nötig, so verbissen um einen einzigen kleinen Berg zu kämpfen?

Es war nötig. Bei jedem Angriff, den der Feind machte, mußte er unserer Artillerie einen schweren Blutzoll entrichten. Wir reduzierten die ursprünglichen 30 000 Mann der roten 38. Armee auf 15 000.

Zur Entlastung ließen wir die südkoreanische 2. Division den von Chinesen besetzten Scharfschützen-Hügel angreifen und besetzen. Bei dem Versuch, ihn wieder zurückzuerobern, mußten die Roten drei ganze Divisionen ihrer 15. Armee und dann noch zwei Divisionen ihrer 12. Armee, die soeben in Ruhequartiere abgerückt waren, in den Kampf werfen.

Wir fügten sämtlichen roten Einheiten, die an dieser Schlacht teilnahmen, äußerst schwere Verluste zu. Beim Abhören des kommunistischen Bataillons- und Regiments-Funks, in dem unverschlüsselt gesprochen wurde, erfuhren wir aufregende Einzelheiten. Die Munition ging zu Ende; es fehlte an Lastwagen; die Verluste waren nicht abzuschätzen; es ging alles schief. Das alles bewirkten koreanische Tapferkeit und amerikanische Feuerkraft.

Zu diesem Zeitpunkt hätten wir ungefähr alles unternehmen können, was wir nur wollten, wenn uns die hohe Politik nicht daran gehindert hätte. Wir hätten einen Panzerkeil durch den geschwächten Abschnitt der roten Front treiben und das gesamte Feldheer einkesseln können. Wir hätten eine amphibische Landung hinter den feindlichen Linien durchführen und sie von beiden Seiten in die Zange nehmen können.

Wir taten nichts dergleichen. Als die Roten sich entschlossen, die Schlacht am 10. November abzubrechen, ließen wir es geschehen. Wir hätten sie damals — genau so wie bei einer Anzahl anderer Gelegenheiten seit Mai 1951 — aus Korea hinauswerfen können.

Zugegeben, wir hätten Verluste gehabt. Aber dieser Krieg kostet täglich Menschenleben, und das wird auch weiterhin der Fall sein, bis die Rotchinesen besiegt sind. Der Krieg bringt immer Verluste, und je schneller er zu Ende geht, desto besser.

Ich habe dem Rotchinesen Aug in Auge gegenüber gestanden, und das ist mein Urteil: sollte ich je zurückgeholt werden, um wieder gegen ihn zu kämpfen, würde ich zuversichtlichen Herzens gehen.

Wenn wir vor den Kommunisten in Asien zurückweichen, sind wir auf jeden Fall verloren. Wovor fürchten wir uns also?